This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

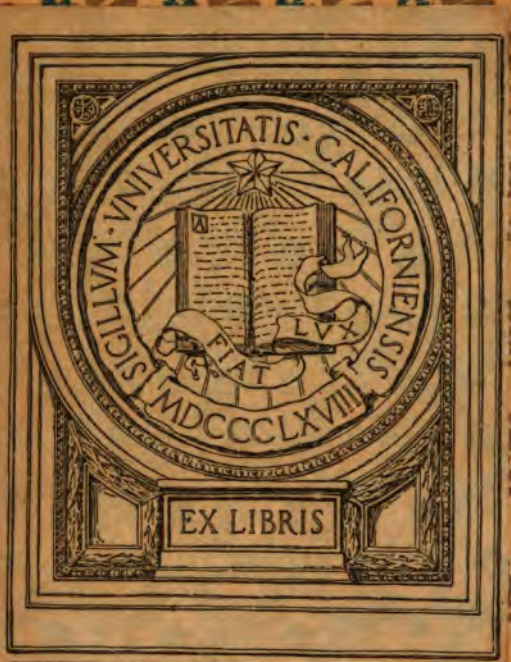
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 316 325

Unter blauem Himmel

Novellen von

Hans Hoffmann


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

872
H711
u

Unter blauem Himmel.

Unter blauem Himmel.

Novellen

von

Hans Hoffmann.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1900.

Alle Rechte vorbehalten.

Meinen geliebten Eltern

gewidmet.

280493

Inhaltsverzeichniß.

Der faule Beppo 1
Der ſchöne Checco 29
Ein käufliches Herz 95
Die heilige Barbara 161

Der faule Beppo.

Univ. of California

Unter dem emsigen und regsamen Völkchen von Capri wurde der junge Beppo mit Recht für ein wahres Ungeheuer von Trägheit und Unbrauchbarkeit angesehen. Es war in der That schlechthin gar nichts mit ihm aufzustellen; seine Eltern hatten auf die verschiedenste Weise versucht, ihn zu ernsthafter Arbeit anzuhalten und zu zwingen, doch immer vergebens. Er hatte in Vignen und Olivenpflanzungen sich nützlich machen sollen, er war mit den Fischern aufs Meer hinausgeschickt, er war wie die Mädchen zum Steintragen angestellt worden, doch überall hatte man ihn nach einigen Tagen wegen unüberwindlicher Faulheit schimpflich entlassen. È una bestia! war das immer wiederkehrende Endurtheil über ihn, und Niemand wollte ihn zum zweiten Male in Dienst nehmen. So blieb denn seinen beklagenswerthen Eltern keine Wahl, sie mußten den ausgewachsenen Burschen am gemeinsamen dürftigen Tische mit ernähren als einen bösen Schmarotzer, den man nicht kurzer Hand aus dem Hause jagen konnte, weil er nun doch unglücklicherweise einmal darin

geboren war. Er wurde freilich dafür auch nicht gerade mit feiner Ehrerbietung behandelt. È una bestia! hieß es auch hier.

Beppo selbst war von der Richtigkeit dieses Titels auch längst vollkommen durchdrungen, ja er gründete auf ihn gewissermaßen seinen Anspruch auf Existenzberechtigung. Denn schon seine erste Kindererinnerung führte ihm das gleiche Wort ins Gedächtniß; er wußte noch ganz genau: als er sich zum ersten Male auf einer Nachlässigkeit oder Trägheit hatte betreffen lassen, war er von seinem Vater zunächst mit einer argen leiblichen Züchtigung heimgesucht worden, und nach dem letzten wuchtigen Hiebe hatte Jener dann gleichsam als eine zusammenfassende Moral und Schlußformel hinzugefügt: Sei una bestia! Vielleicht war ihm gerade durch das energische Glücksgefühl, das ein solcher Augenblick des Aufhörens einer schmerzlichen Plage in sich zu fassen pflegt, auch jenes Geleitwort so treu ins Gedächtniß geprägt worden. Immer noch, wenn er sich so recht von Herzen glücklich fühlte, war es ihm, als ob eine unsichtbare Stimme wohlwollend zu ihm spräche: Sei una bestia! Und er fand das ganz in der Ordnung. Er entsann sich nämlich weiter, wie er damals nach dem ersten Anhören des großen Wortes herumgewandelt war und sich die verschiedenartigen Bestien in Stadt und Feld betrachtet und darüber nachgedacht hatte, auf welche von ihnen der sinnreiche Vergleich wohl vorwiegend zu

beziehen sein möchte. Da nun aber auf Capri fast gar keine werkthätigen und mühsamen Thiere, wie Pferde, Esel, Zugochsen und dergleichen gehalten werden, so fand er lauter vergnügliche Thierchen, Katzen, Hunde, Schweine, Ziegen, Hühner, welche sämmtlich in behaglichem Nichtsthun ein sündloses Leben hinbrachten und doch von ihren Herren freundlich und sorgfältig ohne Vorwürfe ob solchen Wandels ernährt wurden, bis einige von ihnen, und gerade die am fleißigsten gepflegten, zuletzt durch ein zwar gewaltsames, aber doch rasches, kampfloses und nutzbringendes Ende glänzend bewiesen, daß sie nicht umsonst gelebt, sondern ihre Stellung in der Welt mit Ehren ausgefüllt hatten.

So hatte Beppo's sinnendes Kindergemüth erkannt, daß er sich jenen vergleichenden Beinamen unter den dazu gehörigen Bedingungen wohl gefallen lassen könne, er nahm ihn von da an alle Zeit von Jedermann ohne Groll hin, und sein Ehrgeiz schweifte fürder nicht über die durch ihn bezeichneten Schranken hinaus. —

Der faule Beppo lag an der großen Marina in der Sonne und schien zu schlafen; doch diese Beobachtung war ungenau; vielmehr träumte er wachend mit halbgeschlossenen Augen, denn es war seinen Grundsätzen zuwider, in seinen Freistunden wirklich zu schlafen, aus dem einfachen Grunde, weil er sich dadurch um das volle und reife Bewußtsein des selbstgenießenden Nichtsthuns gebracht hätte. Auch war er gewöhnt, neben einer

fühlenden Betrachtung der Schönheit von Erde und Himmel sich in mancherlei bedeutsamen Gedanken und Spekulationen zu ergehen, die sich zumeist auf das von den Sterblichen so selten richtig erkannte Verhältniß der Arbeit, des Reichthums, der Ehre zur wahren Glückseligkeit bezogen.

Jetzt blinzelte er zuweilen wohlwollend nach dem Dampfschiff hinüber, das soeben keuchend und schnaubend herannahte, und beglückwünschte sich innerlich, daß er sich nicht auch so abzuarbeiten brauchte, wie diese armselige ächzende Maschine. Das Dampfschiff setzte seine Passagiere aus, und um die landenden Boote drängten sich Knaben, Mädchen und Männer im tollsten Wirrwarr mit unmäßigem Schreien, Zappeln und Stoßen, daß sie eher den Eindruck wüthender Briganten machten, die den ankommenden Fremden Leben und Habe rauben wollten, als demüthiger Halbbettler, die sich mit dem Tragen des Gepäcks und durch andere kleine Dienstleistungen ein paar ehrliche Bajocchi zu verdienen strebten.

Beppo machte im Stillen diese Anmerkung, und indem er eine allgemeine Betrachtung über das freudlose Hasten und Jagen nach irdischem Gewinne daran knüpfte, lächelte er überlegen in das tobsüchtige Getriebe hinein und blieb ruhig auf seinem Platz im weichen Sande liegen, nur daß er den Kopf mit den Händen ein bißchen höher hob, um das lächerliche und doch ergötzliche Schauspiel besser beobachten und sich eindringlicher

durch die kräftige Anschauung menschlicher Verkehrtheit belehren zu können.

Die meisten Reisenden gaben ihre Sachen hülflos und verwirrt dem ersten besten anstürmenden Schlingel preis. Ein junges, schmuckes Ehepaar aber war darunter, das von dem lärmenden Wesen nicht sonderlich erbaut schien, sondern sich tapfer um sein Eigenthum kämpfend hindurch drängte und bei dieser Gelegenheit den sinnenden jungen Weltweisen in seinem stillen Glücke wahrnahm. Gerade der Gegensatz gegen den wüsten Trubel schien sie in diesem Bilde ehrsamer Ruhe anzulocken, und sie traten an den friedlichen Jüngling heran und betrachteten ihn. Er rührte sich nicht, sondern schaute ihnen nur gleichfalls treuherzig in die Augen.

„Es scheint allerdings ein großartiger Faulpelz zu sein," bemerkte der junge Gatte, etwas entrüstet über seine beispiellose Seelenruhe. Die hübsche blonde Dame aber war milder gesinnt, sie nickte dem Burschen lächelnd zu und sagte in leidlich verständlichem Italienisch: „Wollt Ihr uns nicht unsere Köfferchen zur Stadt hinauf tragen, braver Jüngling?"

Die erste Antwort auf diese harte Zumuthung war ein leise klagender Blick voll sanften Vorwurfs aus Beppo's seelenvollen braunen Augen, die sogleich das Herz der jungen Dame so sehr gewannen, daß sie ihm schon jetzt ein außergewöhnlich hohes Trinkgeld in Gedanken bestimmte. Bei

näherem Nachdenken jedoch — das allerdings eine geraume Weile in Anspruch nahm — fühlte er sich einigermaßen geschmeichelt durch die ungewohnte achtungsvolle Anrede, mochte auch wohl durch das liebliche Aeußere der kleinen Frau bestochen werden, kurz, er faßte den Entschluß, einmal ein Uebriges zu thun und der anspruchsvollen Forderung gerecht zu werden. Langsam und mit graziöser Gemessenheit erhob er sich von der Stätte seines harmlosen Glückes und betrachtete sie träumerisch eine Zeitlang im Stehen von oben her, als verwunderte er sich selbst über die schon geleistete außerordentliche Kraftanstrengung. Wie er aber die beiden zierlichen Köfferchen der fremden Herrschaft ins Auge faßte, ging über seine feinen Züge ein rührender Ausdruck dumpfer Wehmuth, wie wenn jedes von ihnen mindestens einen Zentner wiegen dürfte, obgleich sie von oben bis unten mit Blei hätten gefüllt sein müssen, um nur annähernd ein solches Gewicht zu erreichen. Doch ein ermunternder Blick der jungen Dame gab ihm die Kraft, das Wagniß zu versuchen.

Die Köfferchen waren so leicht, daß sie von selbst in die Höhe zu springen schienen, als er sie mit seinen gesunden Armen auf die Schulter hob; nichtsdestoweniger ging er schwer und keuchend, als wenn eine Bergeslast auf ihm ruhte. Seufzend zeigte er dem fröhlichen Paare den Weg zwischen den Vignenmauern aufwärts und schritt traurig hinter ihnen her. Alle paar Minuten stand er still

und lehnte sich an die Mauer in einer Stellung, als ob er eben im Begriff wäre, entkräftet zusammenzubrechen. Der fremde Herr wollte dann wohl zornig werden und ihn mit harten Worten an die rüstigere Erfüllung der übernommenen Pflicht mahnen, doch das zierliche Frauchen kam ihm jedes Mal zuvor und hieß ihn den Augenblick zum rückschauenden Genuß der immer herrlicher sich entfaltenden Landschaft benutzen. Diesen Kunstgriff lernte ihr Beppo selbst mit erstaunlicher Schnelligkeit ab und er bewies eine unerschöpfliche Gewandtheit im Entdecken immer neu wechselnder Reize des gleichen schönen Bildes, so daß wohl klar wurde, daß er sich nicht umsonst sein Leben lang niedriger Knechtesarbeit enthalten und seine Zeit der stillen Naturbetrachtung gewidmet hatte. Trotz der sich immer häufiger wiederholenden Schwächezufälle des überbürdeten Trägers kamen die Reisenden doch endlich, wenn auch als weitaus die letzten von allen Caprifahrern dieses Tages, am wackeren Hotel Pagano an. Beppo sollte nunmehr die Belohnung für die ausgestandenen Mühsale empfangen; doch er zeigte zuvor wiederum durch eine kurze Frage, daß in seinem trägen Körper eine sinnende Seele wohne. Während der schweren Wanderung hatte er trotz der eifrigen Landschaftsstudien doch noch Zeit gefunden, auch an den Menschen seine stillen Beobachtungen zu machen, und er war zu der Erkenntniß gelangt, daß dieses junge Pärchen, das sich seiner Leitung anvertraut, von einem ganz un-

gewöhnlichen, herzlichen und holdseligen Glücke strahlte, das ihnen beiden offen auf der Stirn geschrieben stand und sonnig wärmend aus den klaren blauen Augen floß. Dieser Wahrnehmung gab er nun einen einfachen Ausdruck, indem er sich, die Koffer niedersetzend und auf einmal seine Erschöpfung vergessend, zutraulich an die liebliche Dame wandte und ernsthaft fragte: „Die Signora ist wohl sehr glücklich?"

„Ei, freilich bin ich das, guter Junge!" erwiderte sie lustig lachend, denn sie empfand an der Frage ein so großes Vergnügen, wie es an solcher Kleinigkeit nur der haben kann, der diese Freude aus einem tiefen Born reicher, innerer Glückseligkeit schöpft: sie hätte wirklich nur so zu lachen brauchen, und es wäre Antwort genug gewesen. Auch der Herr lächelte mit herzlicher Heiterkeit.

„Weil der Herr Gemahl sehr reich ist, nicht wahr?" fuhr Beppo in seiner psychologischen Forschung fort. Nun aber lachten alle beide höchst ausgelassen um die Wette und brauchten wohl eine Minute, sich wieder zu fassen. Beppo nahm daran durchaus keinen Anstoß, sondern wartete geduldig und heftete seine schönen Augen mit tiefem Ernst auf die glückliche junge Frau. Warum sollte er nicht über sich lachen lassen, er — una bestia? Die drolligen jungen Kätzchen oder Böcklein nehmen es ja auch nicht übel, wenn man ihre Sprünge belacht.

Endlich antwortete die Dame etwas ernsthafter

und mit einem warmen, innigen Ton: „Ach nein, Du thörichter Bursche, darum wär' ich gewiß nicht so von Herzen glücklich, wenn mein guter Mann auch wirklich reich wäre. Aber er ist es ganz und gar nicht; Alles, was er hat und was er mir gibt, verdient er sich von Jahr zu Jahr durch seinen Fleiß und seine Klugheit. Aber weil ich ihn von ganzem Herzen lieb habe und ihn jetzt ganz und gar mein Eigen nenne, darum bin ich wohl die allerglücklichste Frau, die in Eurem schönen Italien herumreist, und ich denke, auch er fühlt sich ein ganz klein wenig glücklich an der Seite seines lustigen Weibes." Bei diesen Worten schlang sie den Arm mit freudiger Zärtlichkeit um ihren Gatten, und der strich sich schmunzelnd den Bart und hörte mit geschmeicheltem Stolz das süße Geständniß von ihren Lippen, das er doch wie oft schon gehört haben mochte!

„Gib dem Burschen noch einen Franc extra!" flüsterte sie nun lächelnd, und der gehorsame Gatte that sogleich froh und willig seine Hand auf und belohnte den Beppo so reichlich, als wenn er wirklich die ungeheuren Lasten getragen hätte, wie er sich den Anschein gegeben. Und der ahnte nicht einmal, daß er den glänzenden Lohn gar nicht seinem unerhörten Fleiß, sondern allein seinen sinnreichen und geschmackvollen Fragen verdankte.

Als die gütigen Spender in dem Innern des Gasthauses verschwunden waren, stand Beppo noch ein gutes Weilchen vor der Thür, wie um sich zu

besinnen, ob er den weiten Weg nach Hause — es mochten zwei Minuten sein — anzutreten schon in der Verfassung sei, spielte er mit dem gewonnenen Gelde und stellte in seiner nachdenklichen Seele umfassende Betrachtungen über die neu erschlossenen Gesichtspunkte in Hinsicht auf irdische Glückseligkeit an. Nicht etwa daß er sich das Kapitel von dem Fleiß und der Klugheit des jungen Gatten zu Herzen gehen ließ — nein, wenn ein fremder Lehrsatz seinem ureigenen System der Lebensphilosophie von vornherein hoffnungslos widersprach, so war er nicht der Thor, seine Zeit mit einer gekünstelten dialektischen Einrenkung des Widerspruchs zu vergeuden, sondern ignorirte ihn einfach, wie die strenge Theologie die rebellirenden Sätze anderer Wissenschaften. Dagegen das deutlicher noch angeschaute als in Worten gehörte Glück der Liebe, die sich im vollen Besitz ihres Gegenstandes befindet, gab ihm zu denken. Keineswegs jedoch fiel es ihm ein, daß er selbst vielleicht eines solchen herrlichen Glückes theilhaftig werden könnte: wohl hatte seine Mutter zuweilen von ihm gesagt, das einzige Lebensziel, das für ihn übrig bleibe, sei das, ein reiches Frauenzimmer zu ehelichen, das an ihm als einem zahmen und wohlgebauten Hausthierchen Gefallen fände und ihn von ihrem Gute mit ernährte; aber niemals hatte dieser praktische Gedanke in seiner Seele Wurzel gefaßt, weil er das Heirathen überhaupt für ein viel zu ernsthaftes und verwickeltes Geschäft ansah, um sich dessen erfolgreiche Erledigung

zuzutrauen. Er pflegte die jungen Frauenzimmer mit demselben gleichmüthigen Wohlbehagen zu betrachten wie die ganze übrige Welt, vielleicht auch noch mit ein bißchen mehr, aber sich ernstlich mit Kraft und Aufregung zu verlieben wie die andern Jünglinge seines Alters, das paßte nun einmal schlechterdings nicht in sein System. Vielmehr faßte er jetzt das Ergebniß seines langen Nachsinnens in die schlichten Worte zusammen:

„Wenn doch meine arme Schwester Concetta auch so glücklich werden könnte!"

Bei diesem Wunsche kamen ihm die Thränen in die sonst so heitern Augen, und er entschloß sich endlich, den Heimweg anzutreten.

Es war ein finsteres Häuschen in einem finsteren Gäßchen, das seine Familie bewohnte. Mutter und Schwester saßen und spannen, als er eintrat, und begrüßten beide mit großem Vergnügen und noch größerem Staunen den stattlichen und unerwarteten Verdienst, den er ehrlich sogleich in die allgemeine Kasse abführte.

Doch das Vergnügen dauerte nicht lange. Concetta ließ nach wenigen Minuten schon wieder die Thränen reichlich über den Flachs fließen, und Beppo erfuhr, daß ihr Geliebter Giuliano soeben dagewesen und wieder die alte traurige Mär verkündet hatte, daß sein harter und habgieriger Vater noch immer weder durch Bitten noch durch Thränen erweicht werden könne, seine Einwilligung zur Heirath mit einem armen Mädchen zu geben.

Das schnitt dem guten Beppo arg ins Herz, denn er liebte seine Schwester so kräftig, als er nur immer zu lieben in der Lage war und mehr als irgend einen andern Menschen, auch seine gestrengen Eltern nicht ausgenommen. Nicht gerade, daß sie ihn absonderlich viel besser behandelte, als es die Anderen thaten, oder ihn wesentlich höher schätzte: aber sie war so hübsch und zierlich und dazu leichten und heiteren Sinnes, wenn nicht gerade ein Donner aus der Gewitterwolke des alten Geizhalses, der nicht ihr Schwiegervater werden wollte, ihr Gemüth auf einige Stunden betäubte und erschütterte. Es war so vergnüglich für den faulen Beppo, ihr zuzusehen, wie sie fleißig spann und dazu in das eintönige leise Schnurren ihre bunten Liebesliedchen mischte. Und sie störte ihn auch nicht in solcher harmlosen Lust; es war ihr ganz lieb, daß sie Jemand ansah und ihr zuhörte, wenn es auch nur ihr armseliger Bruder war. Für diese stille Lebensfreude, die sie ihm täglich bereitete, war er ihr von Herzen dankbar und zugethan, und dazu war er unendlich stolz auf sie: wenn die jungen Capraner ihr mit bewundernden Blicken nachsahen, wie sie so schlank und luftig über den Markt hüpfte, oder wenn gar ein Signore ihre sichere Grazie lobte, falls sie sich einmal herabließ, die Tarantella vor fremden Augen zu tanzen, so hatte er jedenfalls die köstlichste Gelegenheit, einen ganzen Tag lang ausgestreckt in der Sonne den großen Familientriumph nach-

fühlend zu genießen und über dem Räthsel zu grübeln, wie es möglich war, daß gerade er eine so vollkommene Schwester besaß.

Und nun war es durchaus seine durchdachte Ansicht und feste Ueberzeugung, daß ein so schönes Geschöpf sicherlich dazu geboren sein müsse, sorgenlos und ganz vollkommen glücklich durchs Leben zu gleiten. Deshalb setzte es ihn in eine so trübe Verwirrung, als sich ihr dennoch ein so rauhes und hartnäckiges Hinderniß in den Weg zu dem verdienten Glücke stellte. Nie aber war diese Trübung so groß gewesen als heute, wo ihm die lebendigste Veranschaulichung des Glückes selbst vor Augen getreten war. So saß er, weit entfernt von seinem sonstigen ewig wolkenlosen Gemüthszustande, still und betrübt in einer Ecke und verglich in Gedanken die liebenswürdige blauäugige Dame mit seiner schwarzlockigen Schwester Concetta, und er durfte sich getrosten Muthes sagen, daß diese doch noch schöner und also nach seiner Philosophie auch des Glückes würdiger war.

Endlich kam der Vater nach Hause und brachte eine Neuigkeit, aber auch keine freudige nach gewöhnlicher menschlicher Anschauung:

„Die Postbarke hat die Nachricht mitgebracht, daß meine Schwester in Neapel gestorben ist. Es muß Einer hinüber, nach den Dingen zu sehen, sie hatte sonst keine Verwandten mehr außer uns. Viel wird's nicht sein, was sie hinterlassen hat, aber ein paar Scudi thun uns auch wohl, wenn man so

einen faulen Vogel wie den Beppo alle Tage mit zu füttern hat. Und es schickt sich auch nicht anders, als daß Einer von uns dabei ist, wenn sie begraben wird; sie war meine einzige Schwester."

Beppo hatte den auf ihn bezüglichen Seitenhieb mit der Ruhe der Gewohnheit an sich vorüberstreifen lassen, doch Concetta fühlte sich berufen, ihn für diesmal zu rechtfertigen durch den Hinweis auf seinen reichen Verdienst.

„So?" rief der Vater, „also Geld einkassiren hat er doch wenigstens schon gelernt. Nun wahrhaftig, hier hat der Schlingel eine Gelegenheit, diese Kunst zu üben ohne Arbeit. Beppo, Du wirst morgen mit der Barke hinüberfahren nach Neapel und die Erbschaft erheben und dem Begräbniß und der Messe beiwohnen. Hast Du verstanden?"

Beppo hatte verstanden und nickte zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit. Der vorliegende Auftrag war ihm durchaus erfreulich, da er der Hauptsache nach in einer Spazierfahrt zu bestehen schien und doch seine Anschauung und Weltkenntniß erheblich zu bereichern versprach. Und dennoch verfiel er merkwürdigerweise bald darauf in eine große Unruhe und arbeitete sich den Rest des Tages in augenscheinlich sehr aufgeregten Gedanken ab. So lieb und gewohnt ihm auch das Sinnen und Grübeln war, über zwei wichtige Dinge, die Erbschaft und das Leid seiner Schwester, zugleich nachzudenken, war ihm doch wohl zu viel, und sein Vater hörte ihn selbst in der Nacht sich leise stöhnend auf

seinem Lager hin und her wälzen. Trotzdem stand er am Morgen in strahlender Heiterkeit auf, in seinem Angesicht stand die ganze Freudigkeit eines Philosophen geschrieben, dem es gelungen ist, einen komplizirten Denkprozeß reinlich abzuwickeln und ein weltbewegendes Problem unwiderleglich zu lösen. Er trat seine Reise so fröhlich an, als ob er zu seiner eigenen Hochzeit ginge und nicht zum Begräbniß einer theuren Anverwandten.

Jedoch er kam nicht wieder. Drei, vier Mal kehrte die Barke von Neapel zurück, ohne ihn selbst oder eine Nachricht von ihm mitzubringen, und die Seinigen fingen allmählich an, sich der traurigen Ueberzeugung hinzugeben, daß er sich in der ungeheuren Stadt verloren hätte und niemals wiedergefunden werden könnte; denn wie war es denkbar, aus einem gewaltigen Strome ein einzelnes verirrtes Tröpflein wieder herauszufischen!

Unterdessen aber geriethen nicht nur sie, sondern das ganze Städtchen Capri in lebhafte Aufregung durch ein anderes unerhörtes und schreckliches Ereigniß, dessengleichen seit Menschengedenken auf der Insel nicht laut geworden war. Giuliano, Concetta's Geliebter, stürzte eines Morgens mit großem Geschrei in ihre Hütte und verkündete mit herzzerreißendem Gebärdenspiel, seinem Vater sei in der Nacht seine ganze Baarschaft auf unerklärliche Weise gestohlen worden. Der Alte bewahrte nach Art ländlicher Geizhälse fast sein ganzes Vermögen in baarem Gelde oder Banknoten in einem

Käſtchen auf, das unter ſeinem Bette ſtand, und dieſes Käſtchen war nun verſchwunden mit allem, was darin geweſen. Der alte Geizhals war dadurch in einer Nacht zum armen Manne geworden, denn der Theil ſeines Beſitzes, den er nutzbringend und lebendig verwerthete, war ſehr gering. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß er ſich keineswegs von der beſonnenen Erwägung tröſten ließ, daß er bei Lichte beſehen durch die zufällige Abweſenheit ſeines todten Kapitals nicht um einen Soldo ärmer geworden war, weil er vor dem Verluſt nicht einen Soldo mehr zu ſeinem und Anderer Nutzen verwendet hatte, ſondern er gebärdete ſich mit der vollkommenſten Raſerei des Schmerzes, deren ein echter Südländer nur immer fähig iſt. Auch Giuliano war in bitterer Erregung, denn es iſt immer keine Kleinigkeit, aus einem ſtattlichen Erbſohn plötzlich ein kümmerliches Männchen zu werden, wenn ihm auch der Reichthum bisher mehr Kummer als Vortheil gebracht hatte.

Mit der geſammten Gemeinde wurde auch die Obrigkeit aus ihrem Geiſtesſchlummer aufgeſchreckt und ſtellte umfaſſende Unterſuchungen an. Doch auch ihr Scharfſinn brachte ſchlechthin nichts heraus, als daß der Dieb bei Nacht durchs Fenſter geſtiegen oder durch die Thür geſchlichen ſein müſſe und dem Alten mit erſtaunlicher Vorſicht und Behutſamkeit den Kaſten unter dem Bette wegſtibitzt habe. Durch dieſe ordnungsmäßige und umſichtige Feſtſtellung des Thatbeſtandes wurde freilich

weder der Dieb ermittelt noch ein einziges Stück des vielen Geldes wieder herbeigeschafft. Nicht einmal von dem Kästchen war irgend eine Spur zu entdecken.

Glücklicherweise wurde die allgemeine bängliche Aufmerksamkeit sehr bald abgelenkt und neu beschäftigt durch eine anderweitige beträchtliche Neuigkeit: Beppo kehrte zurück und brachte eine große, reiche Erbschaft in baarem Gelde mit. Er meldete zur Erklärung des überraschenden Glücksfalles, die selige Tante sei in den letzten Jahren, wie man ihm leider allgemein gesagt, eine sehr geizige alte Person gewesen, welche ganz in der Stille solche herrlichen Schätze aufgehäuft, ohne daß irgend Jemand eine Ahnung davon hatte. Nun war der Jubel groß, und die arme Tante hatte gewiß nicht geahnt, welche Freude ihr Ableben bei ihren nächsten Angehörigen erregen würde. Die ganze Stadt aber nahm herzlicheren Antheil an der Bereicherung des armen Mannes, als an der Verarmung des reichen Geizkragens, und es gab nur wenige Bösewichter, welche dabei vom Neide geplagt wurden.

Beppo vernahm die Kunde von dem großen Diebstahl mit der vollen Gleichgültigkeit, die seiner Lebensphilosophie geziemte: dagegen knüpfte er sofort daran einen Vorschlag, der allgemein die höchste Verwunderung ob seiner so schnell in der Großstadt erworbenen Klugheit erregte. Er meinte nämlich, da Concetta nunmehr eines begüterten

Mannes Kind, ihr Geliebter aber ärmlich und gering geworden, so könne dessen Vater jetzt unmöglich noch triftige Gründe gegen die Heirath der beiden jungen Leute vorzubringen haben.

Das leuchtete Allen ein. Allerdings warf die Mutter ein, es sei hingegen doch noch sehr die Frage, ob unter den vorhandenen Umständen sie und ihr Mann sich soweit herablassen würden, ihr schönes und wohlauszusteuerndes Töchterlein einem heruntergekommenen, bettelhaften Menschen zu geben. Da kam sie jedoch übel an bei diesem Töchterlein selber. Concetta verstellte alsbald ihre Gebärde und fing gegen ihre leiblichen Eltern ein so zorniges und aufsässiges Rumoren an und that so heftige Schwüre, daß die ganze unzählbare Schar der Heiligen sie nicht mehr von der Vereinigung mit Giuliano hätte entbinden können. Beppo schaute mit freudiger Bewunderung auf ihre gewaltige Beredtsamkeit, und auch die Mutter erkannte, daß sie gegen die liebende Energie ihres Kindes nimmermehr würde aufkommen können, und fügte sich verstummend in das schwerste Herzeleid aller guten Mütter, einen unbemittelten Eidam zu bekommen. Die beiden Alten machten sich denn wirklich gleich auf den Weg zu dem Geizhalse, und als sie fort waren, fiel Concetta ihrem klugen Bruder vor Freude und seliger Hoffnung weinend um den Hals und küßte ihn so dankbar und herzlich, als wenn er gar nicht der faule Beppo, sondern ein ganz verständiger und brauchbarer Mensch

gewesen wäre. Ihn aber dünkte das die allerschönste Stunde seines Lebens.

Und als ob dieser Tag sich in allen nur denkbaren Wundern auf einmal erschöpfen wollte, erklärte er nun plötzlich mit ernstem Gesicht, er wolle Etwas arbeiten! Die verständige Schwester benutzte auch sofort die günstige Stimmung und wies ihm draußen einen großen Haufen Reisig an, das er in kleine Stücke zerbrechen und zum Brennen bequem machen sollte.

Mit feurigem Eifer ergriff er den ersten trockenen Strauch und zerknickte ihn mit leichter Hand in angemessene Splitter. Darauf blickte er mit großem Stolz umher, ob ihn Jemand in seiner fruchtbaren Thätigkeit sähe; aber es war Niemand auf der Gasse. Da schaute er wohlgefällig zu dem Streifchen blauen Himmels empor, das da zwischen den Häusern hindurchschimmerte. Ja, dieser Himmel mußte sich wohl wundern, das war sein alter, vertrautester Freund, dem er Tage lang unverdrossen ins Gesicht gesehen, und der hatte ihn doch noch nie in ähnlichen Bestrebungen erblickt. Und er war heute so ganz besonders schön und klar, und in dem engen Gäßchen war es so hell und freundlich, die grauen Häuschen schienen ganz verschmitzt zu lächeln über alle die sonderbaren Dinge, die sich hier zutrugen. Was hatte doch die liebliche fremde Dame von ihrem Gatten gerühmt? „Fleiß und Klugheit“. Nun, Klugheit hatte Beppo zur Genüge bewiesen, es kam also noch auf das bißchen

Fleiß an, um sich neben seiner Schwester vor der Welt mit Ehren sehen lassen zu können. Denn so ganz undenkbar war das nicht mehr, seit sie selbst ihn wie einen ganz regelrechten Menschen umarmt hatte!

Nach fünf Minuten nahm er den zweiten Strauch und zerstückte ihn etwa zur Hälfte; dann betrachtete er tiefsinnig das schon geleistete Werk seiner Hände. Was wohl Concetta sagen würde, wenn er ihr erst diese ganze Riesenarbeit vollendet zeigen konnte! Sie saß jetzt gewiß still im Stübchen und spann und dachte an ihren Geliebten und war nun wahrhaftig glücklich, ganz und gar glücklich, wie es sich noch vor wenigen Tagen Niemand hätte träumen lassen. Wie schön sie das Glück erst machen würde, und wie die Leute sie anstaunen würden, wenn sie in ihrem Hochzeitsstaat zur Kirche schritte! Vielleicht wäre dann das blonde Ehepaar auch noch auf Capri und könnte sehen, daß es hier mindestens eben so schöne und glückliche Menschen gab! Denn Giuliano brauchte sich wahrlich auch nicht zu verstecken.

Eine gute Viertelstunde dämmerte Beppo in solchen Träumen glückselig vor sich hin, dann faßte er den Strauch von Neuem fest an und brachte ihn ohne weitere Pause zu Ende. Schon zwei Sträucher fertig! Jetzt nur noch zehn, höchstens zwanzig Mal soviel, und Alles war vollendet! In süßem Vorgefühl seines fortgesetzten unverwüstlichen Fleißes lehnte er sich mit befriedigtem

Lächeln an die Mauer des Hauses und versank in immer ernstere Gedanken; denn es handelte sich um nichts Geringeres, als einen Umbau des ganzen Systems seiner Lebensphilosophie. Ganz allmählich wichen die Beine unter ihm immer weiter zurück, sein Rücken senkte sich sanft auf den Reisighaufen, und seine Augen schauten offen und klar zu dem befreundeten Himmel empor. Und der schien wirklich ganz zu ihm herniedersteigen zu wollen, so wohlig und wonnig schlug das Herz dem guten Beppo. So fanden ihn eine Stunde später die heimkehrenden Eltern. Sobald er ihre Stimmen vernahm, raffte er sich hastig auf, sah betrübt auf das winzige Häuflein der gebrochenen Splitter und sagte tief wehmüthig: „So geht es doch nicht mit dem Arbeiten!"

Und als der Vater einiges zwischen den Zähnen murmelte, aus dem noch immer deutlich genug das wohlbekannte Wörtlein bestia hervorklang, da berührte dieses sein Ohr ganz anders als sonst, recht bitter und häßlich, und er wagte durchaus nicht mehr, sich vor seiner Schwester sehen zu lassen.

Glücklicherweise bekümmerte sich weder sie noch ein Anderer weiter um ihn. Denn es gab sonst Freude und Jubel genug; der alte Geizhals hatte sich unter den veränderten Umständen leicht überreden lassen, und man hatte den Tag der Hochzeit auf die allernächste Zeit festgesetzt. — Bis dahin versuchte Beppo nicht wieder zu arbeiten. —

Der Tag der Hochzeit kam. Concetta sah

reizender aus als je, wie sie zur Kirche schritt, ganz wie es Beppo sich geträumt hatte, und sein Stolz ging beinahe in frevelhaften Hochmuth über, als er unter den Zuschauern in der That die blonde Signora erblickte, die nun augenscheinlich nicht halb so hübsch war, wie seine Schwester. Nach der heiligen Handlung begaben sich die Hochzeitsgäste in das Haus des alten Geizhalses als das geräumigste und wohlhabendste, trotz der jetzigen Verarmung, und setzten sich zu einem kleinen Schmause, zu dem außer etlichen guten Freunden auch der Curato und der Sindaco als die geistliche und weltliche Zierde der Gesellschaft geladen waren.

Beppo saß unbeachtet an der äußersten Ecke des Tisches und that sich zunächst außerordentlich gütlich an Speise und Trank. Und als er soweit war, daß er beim besten Willen nichts mehr zu sich zu nehmen vermochte, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, kreuzte die Arme hoffährtig über der Brust und blickte mit ganz verklärtem Entzücken auf das strahlende junge Pärchen. Nun ist sie doch noch glücklicher als die fremde Signora! dachte er.

Plötzlich erhob er sich von seinem Stuhl und richtete laut und feierlich an den Pfarrer und den Bürgermeister die Frage, ob Concetta und Giuliano jetzt nach allen Rechten des Staates und der Kirche Mann und Frau seien und unwiderruflich und unauflöslich mit einander verbunden! Und als ihm beide das ernsthaft und fest bestätigten

und dazu ein wenig die Köpfe über ihn schüttelten, that er eine zweite, noch viel verwunderlichere Frage, ob man im Gefängnisse und auf den Galeeren arbeiten müsse? Sie bejahten auch dieses und versicherten, die Strafgefangenen würden allerdings sehr scharf zur Arbeit angehalten, da diese das beste Mittel zu ihrer Besserung sei, blickten aber sehr erstaunt und unsicher darein, wo das hinaus wolle; da lächelte Beppo schlau und doch ein bißchen wehmüthig und wandte sich an den Sindaco mit klaren Worten und der längsten Rede seines Lebens:

„Da also diese Ehe nicht mehr getrennt werden kann, so will ich Alles sagen und gestehen, was ich weiß. Wisset, Herr Bürgermeister, ich habe dem alten Geizhals hier das Geld gestohlen, damit meine Concetta ihren Giuliano heirathen könnte. Ich bin zu Fuß von Neapel nach Massa gegangen und von da in der Nacht übergesetzt und in sein Haus durch die Thür geschlichen, denn sie war nicht verriegelt und leicht zu öffnen. Aber ich habe mich entsetzlich gefürchtet, daß er erwachen könnte, und wohl eine Stunde gebraucht, bis ich den Kasten unter dem Bette heraus hatte. Doch dann lief ich um so schneller, und kam noch vor dem Morgen nach Massa zurück. Den Kasten warf ich ins Meer und das Geld steckte ich ein und ging damit nach Neapel zurück und brachte es dann hierher, als wenn es die Erbschaft von meines Vaters Schwester wäre. Die ist aber so

arm gestorben, daß sie nicht einen halben Scudo hinterlassen hat. Jetzt kann der Alte sein Geld wiederbekommen, denn die Concetta kann er ja doch nicht wieder fortschicken. Und, Herr Bürgermeister, wenn ich nun eingesperrt werde, möchte ich gerne nach der Insel Nisida drüben ins Bagno kommen, weil ich von da nach Capri herübersehen kann."

Hierauf streckte er die Hände vor sich hin, als wenn er sie den Fesseln darbieten wollte, und brach in heftige Thränen aus. Nun erhub sich ein entsetzliches Schreien und Jammern und Schelten durcheinander, und Beppo war der Einzige, der ruhig blieb. Aber da war nicht zu helfen, der Sindaco mußte ihn festnehmen und den Gerichten überliefern, so leid es ihm selber that. Doch tröstete dieser die Angehörigen des jungen Verbrechers und namentlich die ganz verzweifelnde Concetta, so gut er konnte: Strafe müsse freilich sein, denn dem Gesetze müsse unter allen Umständen Genüge geschehen, Diebstahl sei Diebstahl und Einbruch schwerer Diebstahl; aber allzu hart werde sie nicht ausfallen, denn die Geschworenen seien auch Menschen und würden die guten Motive der schlimmen That wohl in Betracht zu ziehen wissen. Er selbst aber werde sich persönlich nach Kräften für ihn verwenden, und der Pfarrer, wisse er, werde das Gleiche thun. Und wie groß auch die Strafzeit bemessen werden möge, zuletzt bleibe immer noch die königliche Gnade, die sie so ab-

kürzen könne, daß sie nur als eine nützliche Warnung und Erziehung zu regelmäßiger Arbeit anzusehen sei. Einigermaßen wurden die Gemüther durch solche Vernunftgründe beruhigt. Trotzdem, als nun der Verhaftete zur Aburtheilung nach dem Festlande überführt werden sollte und ins Boot stieg, übermannte seinen Vater der Jammer und Zorn, und er rief heftig aus: „O Beppo, wer hätte das gedacht, daß Du auch noch die Schande über uns bringen würdest! Oh che bestia che tu sei!“

Beppo aber lächelte gelassen und freundlich und sagte: „Vater, ich mußte doch einmal arbeiten lernen!“

Als das Boot abstieß, rief er noch einmal zurück: „Grüßt mir die schöne blonde Signora, die beim Pagano wohnt; der habt Ihr viel zu danken!“

In dem Augenblick sah er, wie seine Schwester am Ufer auf die Knie sank und ihr schönes Antlitz in den Händen verbarg; aber Giuliano hob sie empor und lehnte sie an seine Brust, und da blieb ihr Köpfchen liegen, so lange Beppo sie erkennen konnte. Und dann legte dieser sich lang ausgestreckt ins Boot, schaute träumend in den blauen Himmel hinauf und genoß von ganzem Herzen sein letztes freies dolce far niente.

Der ſchöne Checco.

Durch die engen und doch so hellen, sonnigen Gassen von Anacapri zog die Frohnleichnamsprozession. Das Städtchen liegt auf halber Höhe des mächtigen Monte Solaro inmitten einer sanft geneigten, fruchtbaren Ebene, in Orangengärten, Oel- und Weinpflanzungen reizend gebettet, weltfern und ruhevoll wie kaum ein anderes; ein breiter Meeresarm trennt die Insel vom Festlande, und strenger und schärfer noch schneidet der jäheste Felsenabsturz das obere Gelände von der Schwesterstadt Capri und nicht minder vom Meere selbst. Man wandelt hier wie in pompejanischen Gassen: hohe weiße Mauern trennen die Gärten und die Häuser mit den leichtgewölbten Dächern und den rebumschlungenen Veranden und Säulengängen von der Außenwelt; das gleichmäßige, friedliche Leben des harmlosen Völkchens vollzieht sich drinnen beim Webstuhl und den Gemüsebeeten oder vor dem Dorfe in Vignen und Olivenfeldern; auf der Straße ist es still und einsam an gewöhnlichen Tagen.

Heut aber waltete das heiterste Treiben auf Markt und Gassen, rauschende Musik nicht ohne

tüchtiges, lärmvolles Knallen von Sprengkörpern regte die Herzen immer freudiger auf, und in buntfarbiger Feierlichkeit durchwogte die große Prozession das reichgeschmückte Städtchen. Leuchtende Farben, frisches Grün und Blumen gab es überall, und doppelt fröhlich prangte das alles auf dem weißen, sonnbeglänzten Hintergrunde. Im Festzuge gingen meist Frauen und Kinder, denn ein großer Theil der männlichen Jugend war längst draußen auf dem Meere zum Korallenfischen an den afrikanischen oder sardinischen Küsten; um so freundlicher und farbenfrischer war der Anblick der beweglichen Schar.

Das allerlieblichste Bild gaben die besonders bevorzugten figlie di Maria, kleine Mädchen, weiß gekleidet und zierlich, die dicht hinter den prächtigen Priestern einhergingen, hell und glücklich und doch nicht ohne selbstbewußten Ernst mit ihren zarten Stimmchen singend und zuweilen heimliche, beifallsuchende Blicke zu ihren Müttern emporschickend, die voll stolzer Bewunderung einzeln neben dem Zuge hinwandelten. Oben auf den Gartenmauern und den Dächern saßen andere kleine geputzte Geschöpfchen mit großen Blumenkörben und ließen einen duftigen, ununterbrochenen Regen von Rosenblättern auf die schreitenden kleinen Ehrendamen hinabrieseln, als ob freundliche Genien die Fülle verheißungsvollen Segens vom Himmel selbst auf die beglückten jüngsten Erdenkinderchen schütteten.

Von diesen weißen Marientöchtern, sah ich,

hatte sich eine, sie mochte leicht die niedlichste von allen sein, aus der Reihe ihrer Schwestern gelöst und rückwärts gedrängt und marschirte tapfer mitten in dem Schwarm der ihnen folgenden Knaben, obwohl diese weit minder schön gekleidet waren und weit geringeren Ernst und sittsamen Wandel bewahrten. Einer freilich machte in letzterer Beziehung eine rühmliche Ausnahme, und den eben führte das tapfere kleine Mädchen an der Hand, immer ein wenig vorauseilend, als ob es seine Schritte leiten wollte. Er war ein bläßlicher Junge von dürftigen Gliedern und eckigen, reizlosen Zügen, merkwürdig abstechend von den frischen Gesichtern und den geschmeidigen Gestalten der anderen Bübchen; und noch eines fiel mir seltsam an ihm auf: seine Augen blickten gradeauf zur Mittagssonne, dem blendenden Glanz weit und starr geöffnet, und dieser Blick hatte etwas dumpf Verschleiertes, Unbestimmtes, als ob er in nebelhafte Ferne hinaussehe: ich konnte nicht lange zweifeln, der arme Bursche war blind. Um so herzlicher ward meine Theilnahme für die liebevolle junge Führerin erregt; doch ehe ich mir die weichen Kinderzüge recht ins Gedächtniß prägen konnte, war das rührende Pärchen vorübergezogen und verschwand mir in dem zitternden Schleier der dichtschwebenden Rosenblätter.

Und bald auch ward der kleine Zwischenfall in meiner Erinnerung überrauscht und verwischt von der allgemeinen aufgeregten Festesfreude und

den wechselnden, vielgestaltigen und farbenglühenden Bildern, die vor meinen freudig bewundernden Blicken vorüberzogen. Warum nur, dachte ich, verschmäht es unsere protestantische Kirche, den reizenden Bund mit der Schönheit und der Freude zu schließen, der hier das Gemüth so leicht und so wundervoll ergreift und bewegt? Mit kühner Menschenkenntniß erfassen und berücken sie hier die bewegliche Phantasie der Kinder und des Volkes und zwingen das berauschte Gemüth, auch willenlos sich dem Höheren, Göttlichen zuzuwenden, das ihnen in so freudenreichem Gewande naht und schmeichelnd entgegenkommt: uns aber ermüdet in schmucklosen, kalten Räumen ein schwungloser Gottesdienst, der uns Lehren wiederholt und Ermahnungen, Worte, Worte, wo das Herz sich mächtigere Klänge verlangt, und das Auge heimlich hinausschaut nach Licht und Farben.

So gingen meine Gedanken. Ich war noch sehr jung, nur so eben aus den Banden der Schule entlassen und kam von frischen Leiden erzwungener sonntäglicher Kirchgänge, die dem Verstand kein Genüge mehr thaten und die Phantasie nicht zu fesseln wußten. Nimmer, das durfte ich mir sagen, war mein Herz von festlicher Andacht so stimmungsvoll ergriffen worden, als von dieser jubelvollen, brausenden Feier eines seinem Gott in Freuden dienenden Volkes.

Ernsthaft und nachdenklich wanderte ich lange Zeit umher, ohne viel des Weges zu achten, und

so kam ich zuletzt, als das frohe Getöse der Prozession längst verklungen war, zu einigen abgelegenen Hüttchen am Rande einer rauhabstürzenden Schlucht, von großen Feldern der wunderlich gestalteten, stachligen Cactusfeigen umgeben: Caprile heißt die Stelle und bietet, von unten gesehen, noch mehr als irgend ein anderer Punkt des Eilandes, den fremdartig anmuthenden Anblick eines orientalischen Oertchens.

Und hier erblickte ich, vor den Thüren zweier gerade einander gegenüberliegender ärmlicher Häuser sitzend, mein sonderbares Kinderpärchen wieder.

Sie ergötzten sich beide damit, auf dem merkwürdigen Instrumentchen des Brummeisens oder der Maultrommel vieltönige, sonderbar zirpende Weisen zu surren und schienen solchen friedlichen Vergnügens kein Ende finden zu können. Das kleine Mädelchen trug noch ihr weißes Festkleid und saß darum achtsam auf einem Stein, sich vor dem Straßenstaube zu hüten. Es sah gar zu allerliebst aus, wie sie ihr Mäulchen bewegte, daß die kleinen Zähne weißglänzend zwischen den lustigen Lippen hervorblitzten, indes ihre feurigen Augen voll und unverwandt auf dem blinden Gefährten ruhten. Einmal aber huschten sie doch bei Seite, und da entdeckten sie mich, der in erquickter Betrachtung abseits stehen geblieben war. Sogleich sprang das Kind empor, schlüpfte hurtig zu mir näher, reckte das braune Händchen aus und rief leicht gedämpften Tones: „Signor, ba-

jocc'!“ mit all der liebenswürdigen Bettlerarmuth, die jenen zierlichen Geſchöpfen eigen iſt, mit poſſirlich klagender Miene und dazu unverwüſtlich lachenden Augen.

„Wie heißt Du?“ fragte ich.

„Carmela“, antwortete ſie.

„Und der Knabe dort?“

„Der ſchöne Checco“.

Ich mußte lachen über die ſonderbare Ironie in Kindermund.

„Er iſt blind?“ fragte ich weiter.

„Ach ja, Signor, er kann gar nichts ſehen!“ ſagte ſie mit einer wunderbar drolligen Miene erhabenen Kummers und ſtreckte ſogleich mit geſchickter Benutzung des günſtigen Umſtandes die Hand ein wenig zudringlicher vor. Ich gab ihr eine Kleinigkeit, und flink lief ſie damit zu dem Knaben hinüber, kam hinter ſeinen Rücken, hielt ihm von hinten mit beiden Händen die Augen zu, als ob er ſehen könnte, und fragte laut: „Wer iſt's?“

Und wie er mit pünktlicher Sicherheit rieth: „Carmela!“, da lachte ſie höchſt glückſelig, ließ das Kupfer in ihrer Hand klingen, gab es ihm und ſagte:

„Deine Mutter hat mir dieſe blanken Goldſtücke geliehen, nimm Du ſie zurück!“

Der Knabe empfing das Geld ruhig, ergriff dann den Arm des kleinen Dinges und hielt es feſt, ſtrich ihm langſam mit der Hand übers Antlitz, nahm dazu eine Miene an, als ob er dieſes auf-

merksam betrachtete und sagte endlich mit eigenthümlich ernster Ueberzeugung im Ton: „Du bist sehr hübsch, Carmela!“

„Ja“, sagte sie, „und Du bist der schöne Checco“.

Jetzt war es mir klar, daß dies Kind mit vollem Bewußtsein zu lügen verstand, obgleich es kaum zehn Jahre zählen konnte: denn daß der Junge recht häßlich war, konnte sicherlich auch einem Kinderauge nicht entgehen. Desto bessere Wahrheit aber sprach der Blinde, ohne es zu wissen; ein schöneres Kind als Carmela konnte wirklich selbst auf Capri nicht gefunden werden.

Nach diesem seltsamen Zwiegespräch begab sich die Kleine auf ihren Stein zurück und nahm ihre Maultrommel von Neuem hervor; und wieder saßen nun die Beiden und zirpten gleich zwei muntern Heimchen ihre zwitschernden Lieder in die Sonne.

Indem trat hinter dem Knaben eine Frau aus der Hütte, gelb, unschön und von ärmlicher Kleidung. Sie trug einen leeren Korb am Arm; ehe sie damit fortging, preßte sie den Checco fast heftig an sich und küßte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, dann reichte sie Carmela die Hand mit einer gewissen demüthigen Dankbarkeit, wie etwa gut königstreue Leute ein kleines Prinzeßchen begrüßen würden, und ging.

Ich gesellte mich zu ihr und befragte sie über ihren Sohn; es entfiel mir dabei unwillkürlich

das zweimal gehörte Wort „der schöne Checco“, höchst taktlos, wie es mir alsbald scheinen wollte. Sie aber blickte mich nur sehr freundlich an und sagte:

„Wißt Ihr's schon, Herr, daß er so heißt? Ihr seht wohl, es ist nicht wahr, daß er schön ist, aber wir nennen ihn alle so: Carmela, die Kleine dort hat's zuerst erfunden, ich weiß nicht, ob aus Neckerei oder Thorheit, aber ich hab es angenommen und festgehalten, und nun sind die andern Leute auch so gut und geben ihm den Namen aus Mitleid: Ihr müßt wissen, als ich jung war, bin ich auch so häßlich gewesen“ — weiß Gott, die gute Frau war's immer noch! — „und davon habe ich viel Kummer gelitten, denn wer häßlich ist, gilt nichts in diesem boshaften Volk: la brutta Teresina nannten sie mich und verspotteten und mißachteten mich. Seht und das möchte ich dem armen Kinde ersparen und habe ihm weis gemacht, er sei schön und reich und glücklich, und die Leute, glaube ich, wollen an ihm gut machen, was sie vordem an mir Uebles gethan, und sagen ihm dasselbe, und Carmela am allermeisten: und er muß es denn wohl glauben, seit ihm Gott gegeben hat, daß er blind wurde“. —

„Ist er denn unheilbar?“ fragte ich sehr bewegt.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte sie ruhig. „Don Clemente, der Priester, erlaubte es nicht, daß ich ihn zu einem Arzt nach Neapel bringe. Und es wird auch wohl so am besten sein, da Gott es nun einmal gefügt hat.“

Eben wollte ich der verblendeten Mutter eine heftig zurechtweisende Antwort geben, als sie auf einmal lebhaft ausrief:

„Ei wunderbar, dort kommt gerade Don Clemente, von dem ich sprach, die Straße herauf, da könnt Ihr Euch seine Meinung erklären lassen, wenn Ihr wollt, Herr, obgleich ich fürchte, Ihr werdet sie nicht verstehen, denn Ihr seid vielleicht Protestant."

„Das bin ich," sagte ich, „aber ich werde doch versuchen, es zu begreifen."

Ich war wirklich naseweis genug, den Priester zornigen Eifers zur Rede setzen zu wollen. Freilich, sobald ich Don Clemente näher ins Auge faßte, entsank mir doch ein wenig der Muth. Vielleicht nie im Leben habe ich einen gleich schönen und würdevollen Männerkopf gesehen — er erinnerte mich sofort unabweislich an Lionardo da Vinci — er mochte ein Sechziger sein, das volle Haupthaar und sein wallender Bart waren schneeweiß, die Züge des Gesichts hätten dafür fast jugendlich scheinen können, wäre nicht der tiefe, leidenschaftslose, milde Ernst gewesen, der etwas wunderbar Zwingendes, Ueberlegenes hatte, und dem ich sogleich im Herzen mich heimlich beugte, obwohl ich es ganz anders im Sinn gehabt hatte.

Ich stellte ihn nicht zur Rede, sondern bat ihn sehr bescheiden um gütige Auskunft, wie es sich mit der Blindheit des jungen Checco und deren Heilbarkeit verhalte. Mit großer Freundlichkeit

nahm er meine Nachfrage auf und lud mich ein, ihn zu seinem Hause zu begleiten, denn es sei eine eigenartige Geschichte, die sich nicht mit ein paar Worten abmachen lasse. Ich war gern bereit, und die Frau verabschiedete sich von ihm mit einem demüthigen Handkuß.

Das Haus des Priesters öffnete sich mit einer überwölbten Veranda nach der absteigenden Seite der schrägen Ebene von Anacapri und gewährte eine weite, wunderherrliche Aussicht auf das Meer und die schöne Schwesterinsel Ischia. Er nöthigte mich auf einen Platz, der mir den freien Blick hinaus gestattete, während er selbst mir gegenüber jener Schönheit gleichmüthig den Rücken kehrte. Ein uralt verwittertes Mütterchen brachte eine Flasche Wein, Don Clemente füllte die beiden Gläser und begann ohne weitere Einleitung seine Rede.

„Ihr habt die Teresa gesehen," sagte er mit einer stillen, tiefen Stimme, „und werdet glauben, daß sie auch in ihrer Jugend nimmer schön und anmuthig gewesen ist. Nun ist das Volk hier im Lande sündhaft und vermessen und hat zu große Augen auf leibliche Schönheit; Jedermann sieht zuerst Gestalt und Angesicht eines Menschen an und vergißt, nach seinem Herzen zu fragen: und so ward auch die Teresa nicht eben zum Besten von ihnen behandelt, obwohl ich die junge Dirne nach Kräften vor Spott und Verschmähung zu schützen suchte. Aber ihr eigenes Herz vermochte

ich dennoch nicht vor Trotz und fressender Bitterniß zu bewahren: vergebens ermahnte ich sie, sich vor dem Herrn zu beugen und seinen allweisen Willen geschehen zu lassen und ihm ihr wildstürmisches und unbußfertiges Herz zum Opfer darzubringen, sie aber mochte von solchem Trost nichts hören, verfiel in tiefe Verzagtheit vor den Menschen und begann mit diesen nicht sowohl, die ihr übel begegneten, als mit Gott selber zu hadern, der sie so armselig geschaffen und ihr alles verweigert habe, was den Anderen zu Glück und Freude verhelfe.

Ich verstand nun wohl, daß es eine heimliche Sehnsucht nach Liebe war, die ihr von den Männern allen versagt ward wegen ihrer Häßlichkeit, was an ihrem Herzen zehrte, und deshalb übte ich eine Weile Geduld mit ihr, obgleich ihr unchristliches Gebahren je und je lauter und ärger wurde. Und eines Tages, es war Frohnleichnamsfest wie heute und die Procession war mit allem Gepränge umgezogen, da fand ich Teresina am Wege niedergesunken halb unter den Cactusstauden, und an den Stacheln hatte sie sich die Stirne blutig geritzt, ohne es zu achten. Da glaubte ich, sie habe sich wie der heilige Franciscus von Assisi unter die Dornen geworfen, um ihre trotzigen Begierden zu geißeln und zu zähmen, und redete darum gütig und tröstend zu ihr. Sie aber erhob sich schnell und war zornmüthiger als je zuvor und rief: „Ich habe die Kinder bei dem Festzuge gesehen, die süßen, holdseligen Engelchen, und ich konnte den

Anblick nicht mehr ertragen, wie glücklich all ihre Mütter waren, die mit ihnen gehen durften, und ich will dies Elend auch nicht länger erdulden, ich will auch ein Kind haben wie die Andern, das ich pflegen und nähren und lieben kann!"

So rief sie mit gewaltsamer Stimme voll herber Leidenschaft. Und wie ich sie nun zu Verstand und Geduld ermahnte und daß sie demüthig und ruhig beten solle, ob es vielleicht dem Herrn gefalle, ihr auch so das Herz eines redlichen und bescheidenen Mannes zu öffnen, da schrie sie noch heftiger mit frevelhafter Vermessenheit: „Ich will keinen Mann, denn sie sind alle Narren und verdrießliche Gecken, die nichts können als mit hübschen Puppen spielen, ich will nichts als ein Kind, ein einziges kleines Kind, das mein ist und mein allein, und weiter verlange ich nichts auf der ganzen Welt. Ein Kind will ich haben, ob Ihr und die Andern es wollt oder nicht!"

Als ich ihr nun mit Ernst und größerer Strenge die Sündhaftigkeit solcher Rede verwies, lief sie plötzlich davon, ohne mir weitere Antwort zu geben, und ich blieb zurück verwundert und betreten über eine so große Verderbtheit und so ungebändigte Wünsche einer weiblichen Creatur. Am andern Tage aber war sie von Anacapri und auch unten von der Insel verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gegangen und wo sie verblieben sei. Die Meisten dachten, sie habe sich freiwillig ein Leids angethan und fingen an zu bereuen, daß

sie zuvor nicht liebevoller mit ihr verfahren seien. Und in dieser Gesinnung bestärkte ich sie mit aller Macht; mir selbst aber ahnte wohl, welchen Weges das unglückselige Geschöpf gegangen sei. Und ich gab es auf, sie dem Heil wiederzugewinnen und zu bessern und empfahl sie allein noch der letzten Gnade Gottes, dessen allmächtiger Wille ja Alles zum Besten fügt.

Nach einigen Monden aber kam sie dennoch wieder und war ganz fröhlich und guten Muthes wie nie zuvor, sie scherzte und plauderte mit den Leuten, die nun auch freundlicher zu ihr geworden waren. Niemand aber wußte, was sie so verwandelt hatte, als ich allein. Denn ich merkte es daran, daß sie nie mehr zur Beichte kam, und ich erkannte, daß ihre neue Heiterkeit nichts war als eine neue Verstocktheit ihres Herzens.

Und später ward ihre Sünde aller Welt offenbar, denn sie gab einem Knaben das Leben und war nun ganz zufrieden und glücklich; so sehr war ihre Verderbtheit schon gewachsen, daß sie sich weder um der Menschen Tadel noch um das Wort der heiligen Kirche kümmerte.

Bald genug aber zeigte sich's, daß dies arme Kindlein der Sünde allzu sehr nach dem Bilde seiner Mutter gerieth und unansehnlich und unlieblich von Gestalt und Angesicht ward, wie sie selber. Da gedachte ich ihren starren Sinn noch zu brechen und zur Buße zu bringen, ging zu ihr und redete ihr so ins Gewissen: Siehe, Teresa,

blicke Dein Kind an, das Du in Sünden geboren haſt, und erkenne daran die ſtrafende Hand Gottes, die Dich in ihm geſchlagen hat, denn Du ſiehſt, es iſt häßlich und greulich von Anſehen und ganz Dir gleichend und die Menſchen werden an ihm keine Luſt haben, ſo wenig ſie Dich ſelber mit Freuden angeſchaut haben. Und Alles, was Du ſelbſt um Deiner Mißgeſtalt willen erduldet haſt, wird dieſem Knaben ebenſo widerfahren, auf daß Du zur Buße gewendet werdeſt, wenn Du mit Schrecken die Wahrheit des heiligen Gottesfluches erkennſt: die Sünden der Väter werden heimgeſucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!

So redete ich zu ihr mit ſtarken Worten, um ſie deſto gewiſſer zu erſchüttern. Und wirklich glaubte ich im Anfang, daß mein Werk an ihr gelingen ſollte, denn ſie ward bleich und ſtumm und ſtarrte mit bange forſchenden Blicken das Kindlein auf ihrem Schoße an, das im Schlafe lag und darum nicht ſchöner war, als wenn es wachte. Ich ſchwieg, um ihr Zeit zu laſſen, ihr trotziges Herz in der Stille zu beugen und vor dem Herrn zu demüthigen; da auf einmal ſchlug das Geſchöpf erwachend die Augen zu ſeiner Mutter auf, und in derſelben Secunde verwandelten ſich ihre Züge und ihr Sinn, und laut jauchzend rief ſie aus: O Herr ſeht doch, was hat er für herrliche Augen!

Und die alte verſtockte Fröhlichkeit überkam ſie ärger, als ich es ſonſt geſehen. Da verzweifelte ich an ihr, ließ ſie in ihrer Unbußfertigkeit und ohne

Beichte weiter leben und ſtellte ihre Bekehrung der Hand des Herrn ſelber anheim.

Und der Tag kam, daß meine Fürbitte erhört ward: der Knabe verfiel in eine ſchwere Krankheit, und als er genas, war das Licht ſeiner Augen geſchwunden, und er ward blind geblieben.

Ich erkannte den furchtbaren Wink Gottes und offenbarte ihn auch dem ſündigen Weibe: Tereſa, ſagte ich, gedenkſt Du noch deſſen, wie Du mir einſt in verſtocktem Hochmuth die herrlichen Augen Deines Kindes geprieſen? Nun ſiehe, an eben dieſen Augen hat der Herr Dich jetzt heimgeſucht und gezüchtigt, daß ſeine Macht offenbar werde und das Wort, das er auf dem Sinai zu Moſe geſprochen: die Sünden der Väter will ich heimſuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!

Da ſtand das Weib erſchüttert und vernichtet, und ihr lautloſer Jammer war ſo groß, daß mein Herz von Mitleid übermannt und faſt von der heilſamen Strenge abgewendet ward. Aber noch einmal verſuchte ſie aus eigener Kraft und ohne die Hülfe der Kirche, ſich zu ſündigem Trotz emporzuringen, und ſie ſagte zu mir: O Don Clemente, er wird nicht blind bleiben, ſicherlich gibt es Aerzte drüben in Neapel, die ihn heilen können; ich will fortan doppelt arbeiten bei Nacht und bei Tag, um das Geld zu gewinnen, deſſen ich bedarf, ihn hinüber zu führen und heilen zu laſſen!

Vor ſo grenzenloſem Hochmuth und unbußfertigem Sinn verſchwand mein voriges Erbarmen,

ich ergrimmte heftig und fuhr sie mit harter Stimme an: „Unselige, willst Du in Deinem Wahnsinn dem göttlichen Rächer frech in den strafend erhobenen Arm fallen? Weißt Du nicht, daß er Macht hat, Dich dreimal gewaltiger zu schlagen, wenn Du seiner milderen Zucht trotzig widerstrebst? Wahrlich ich sage Dir, was der Geist mir weissagt: an dem Tage, da eine weltliche Hand sich vermäße, dieser gottgeschlagenen Kreatur das Augenlicht wieder zu geben, würde das Kind alsbald von Dir genommen werden und des Todes sterben!

Ich weiß nun, daß diese schrecklichen Worte nicht aus meinem eigenen Geiste kamen, denn ich hatte sie nicht zuvor gedacht, sondern ein Höherer legte sie mir auf die Lippen, und darum hatten sie auch die Kraft, das widerspenstige Herz des schuldigen Weibes endlich zu brechen und zu Boden zu drücken. Wie im Sturm herfahrend, hatte der Herr ihre Seele gefunden und emporgerissen; fortan wich der Geist hochmüthiger Fröhlichkeit von ihr, sie ward eine treue und reuige Tochter der Kirche und trug in still duldendem Leide das Unglück, das der rächende Gott in ihrem Kinde auf sie selber gelegt. Und nimmer wagte sie mit eigener frevelnder Hand einzugreifen, sondern weiß, wenn es Gottes Wille ist, so hat er die Mittel, ohne unser unheiliges Zuthun den Knaben von seinem Uebel zu erlösen. Meine Fürbitte aber vereint sich täglich mit der ihrigen, doch noch hat uns der Unerforschliche keine Erhörung gegeben.“

Soweit ging die Erzählung des Prieſters Don Clemente. Seine Sprache hatte etwas merkwürdig Ruhiges und Maßvolles, das zuweilen in ſeltſamen Gegenſatz zu ſeinen Worten trat; und eben dieſe Ruhe übte auf mein jugendliches Gemüth einen unwiderſtehlich bannenden Zauber, daß ich nicht ein einziges Mal ihn auch nur mit einem Ausruf zu unterbrechen wagte, ſondern ſtillſchweigend und ehrfurchtsvoll ſeinen Worten lauſchte, ſo ſehr mich auch deren Inhalt aufregte und erſchütterte — empörte, darf ich nicht ſagen, denn ich hatte nicht einmal den Muth, dieſes Gefühl in meinem eigenen Innern aufkommen zu laſſen. Ich wunderte mich keinen Augenblick, daß die unglückliche Tereſa dem Einfluß dieſes Mannes ſchließlich erlegen war, ich begriff nur das nicht, durch welche Kraft ſie ihm ſo lange hatte widerſtehen können. Er ſaß jetzt ſchweigend und ſinnend gleich mir, ſeine großen ſtillen Augen waren nicht auf mich gerichtet, und doch war es mir, als hielten ſie mich unausweichlich feſt in ihrem Bereich, als ſuchten ſie jedes Zucken meiner Wimper, jede Regung meiner Lippen; nur ganz ſchüchterne Blicke wagte ich auf ſein Antlitz zu werfen, aber immer von Neuem ſtaunte ich dann über deſſen Marmorſchönheit und den Ausdruck abgeſchloſſener, ruhiger, ja milder Klarheit in ſeinen Zügen. Mit jedem Augenblicke ward mir dieſer ſeltſame Menſch mehr zu einem unheimlich ſchönen Räthſel. Ich ſchauderte vor ſeiner Erzählung, und ich war begeiſtert von ſeiner Perſön-

lichkeit — wie ich noch vor Kurzem mich für den Lehrer am vollsten begeistert hatte, den ich am meisten fürchtete.

Ganz allmählich gestaltete sich auf Don Clementines Lippen ein Lächeln, so leise, so fein, so unmerklich, wie es manche griechischen Bildwerke der alleredelsten Zeit der Kunst zeigen: und mit diesem Lächeln reichte er mir die Hand und sagte ohne jeden besonderen Ausdruck:

„Ihr seid Protestant, junger Herr."

Aber mir war, als habe er mir bis ins innerste Herz gesehen, und ich . . . ich . . . ja, ich schämte mich in diesem einen Augenblick vor diesem einen Menschen, daß ich Protestant war. Ich hatte so ungefähr das Gefühl, als wenn jener still gefürchtete Lehrer bei Besprechung irgend einer tieferen Frage plötzlich mit den Worten abbrach: „Doch die Erörterung dieser Dinge paßt wohl noch nicht ganz für Ihre augenblickliche geistige Entwickelung." Wir waren dann jedesmal so vollkommen überzeugt gewesen, daß diese Erörterung wirklich jetzt und noch lange nicht für unsere geistige Entwickelung paßte!

Ich war freundlich und in Gnaden entlassen.

Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied! tönte es unablässig vor meinen Ohren mit jener leidenschaftslosen Stimme des schönen Greises, die keinen heftigeren Ausdruck hatte, als wenn er ein stilles Naturgesetz verkündet hätte: die Blätter des Früh-

lings welken im Herbste, oder: jedes Ding hat seine Zeit, oder dergleichen harmlose und schwer zu leugnende Wahrheiten. Jedesmal, wenn er jenes furchtbare Wort gesprochen, hatte mir die gnadenreiche Entgegnung auf den Lippen geschwebt:

„Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch!“ Aber über die Lippen war sie nicht hinausgetreten; wie hätte ich es gewagt! Wie hätte ich es vor den Manen des Dichters verantworten können, daß dieser sich von dem wunderbaren Priester mit jenem unbeschreiblichen Lächeln hätte sagen lassen müssen: Ihr seid Protestant, junger Herr! . . .

Am nächsten Tage verließ ich die Insel Capri: ich kann wohl sagen, ich floh vor Don Clemente.

* * *

Eine Reihe von Jahren war dahingegangen. Ich hatte daheim in den Nebeln des Nordens nach Kräften mir die Fackel der Wissenschaft leuchten lassen und hatte dann begonnen, mich der praktischen Verwerthung der gewonnenen Kenntnisse in Ausübung des ärztlichen Berufes hinzugeben. Wie oft geschah es mir jetzt in den Hütten der Armuth, der Verkommenheit und des Lasters, daß ich meines Don Clemente gedenken mußte und der schrecklichen Wahrheit seines Spruches: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied! Nun freilich, wir thun unser Weniges, so gut wir können, diese Wahrheit zu

bekämpfen und, wo es geht, aufzuheben oder doch abzustumpfen.

Naturwissenschaftliche Zwecke führten mich endlich einmal wieder über Alpen und Apenninen nach Neapel und stillten eine lange, heimlich genährte Sehnsucht nach dem Lande der Sonne und der Schönheit. Ich versagte es mir nicht, auch das liebe Eiland Capri wieder zu besuchen und mich nach den Schicksalen von Land und Leuten umzusehen. Ich fand gar manches Neue, prächtige Gasthöfe und Fremdenhäuser waren unten in der Stadt entstanden, und nach Anacapri hinauf führte, statt der uralten steilen Felsentreppe, ein neuer, eingesprengter und aufgemauerter Weg in stolzen, behaglichen Windungen um den Berg herum. Dort oben kehrte ich ein bei meinem alten, wackeren Wirthe Don Salvatore. Er begrüßte mich mit Freuden, führte mich unter sein freundliches, säulengetragenes Rebendach und brachte eine Flasche von seinem besten, selbstgezogenen Capri bianco.

„Nun, Salvatore," sagte ich, nachdem ich diesen gekostet und bewährt erfunden, „Neuigkeiten aus dem Lande! Mir ist's hier wieder so grundbehaglich, als wäre ich vollberechtigt als ein Kind Eurer Insel, und ich höre gern, wie es den Menschen geht, die ihren lieben schmalen Raum bewohnen."

„Nicht gerade viel verändert, Signor. Hier und da ist Einer todt; mein Gott, was hilft es? Andere sind dafür jung und Andere groß geworden. Neue Paare gibt es auch jedes Jahr."

„Das wäre so im Allgemeinen der Lauf der großen Welt auch. Doch im Besonderen: lebt Don Clemente noch?"

„Freilich lebt er und predigt und denkt nicht daran, so bald zu sterben, obgleich er wohl an die Siebzig schon herankommt."

„Wie geht's dem Checco?"

„Welchem Checco, Herr? Es gibt gar viele dieses Namens im Lande."

„Dem blinden, meine ich."

„Ach, dem schönen Checco?"

„Trägt er immer noch den wunderlichen Namen?"

„Ja. Und er ist jetzt ein rechtes Glückskind geworden!"

„Ei, seht doch, der arme Blinde! Und worin liegt sein Glück? — Lebt seine Mutter noch?"

„Nein, die Teresina ist todt seit zwei Jahren. Man sagt, das Sterben sei ihr übermäßig schwer geworden, sie habe mit dem Tode gerungen wie mit einem bösen Thier, denn sie wollte durchaus nicht sterben, aus Sorge, es möchte ihrem Sohn ohne sie traurig ergehen. Und in ihrem letzten Augenblick hat sie laut und schrecklich nach einem Arzt geschrieen, seine Augen zu heilen, ehe sie stürbe. Aber es hat ihr nichts genützt, der Tod war doch am Ende stärker als sie, er zwingt ja zuletzt uns alle auch."

„Wenigstens macht das die Erfahrung der letzten paar Jahrtausende einigermaßen wahrscheinlich. Das arme Geschöpf hätte es auch

wohl bedenken sollen. Aber was ward aus dem Knaben?"

„Man merkt, Herr, daß ihr wirklich lange von hier fort seid! Der schöne Checco ist längst kein Knabe mehr, er ist ein Mann geworden, und seit einigen Wochen sogar ein Ehemann. Und eben deshalb nannte ich ihn ein Glückskind, denn das allerhübscheste Mädchen von Anacapri hat er zur Frau bekommen. Allerdings, was nützt es ihm? Er kann sie ja doch nicht sehen. Aber Ihr solltet hingehen, Herr, und sie betrachten, sie ist wahrhaftig eine Sehenswürdigkeit! Carmela heißt sie."

„Carmela? Doch nicht gar das nette Kindchen, das ihm gegenüber wohnte?"

„Doch, freilich, gerade die. Ihr kennt sie also?"

„O wohl, ich sehe das prächtige Dingchen noch wie heute vor mir, wie es mit seinen hübschen Lippen so lustig auf dem Brummeisen zirpte, und wie zierlich es dann bettelte: „Signor, bajocc'!" und die Augen so sonnenhell dazu lachten."

„Das thun die Augen noch, aber sie können nun auch Feuer sprühen, daß es einem ans Herz gehen kann, so alt man auch ist. Und groß ist sie geworden und wohlgewachsen und von feinem Gang, ich sage Euch, es ist eine Lust, das liebe Geschöpf nur anzusehen."

„Das muß man schon glauben, da es Euch so jugendlich in Feuer bringt, Don Salvatore. Aber wie ist es denn gekommen, daß solche Perle keine schönere Fassung fand? Man weiß doch sonst

die Schönheit hier zu schätzen, und ich bin sicher, daß Carmela Andere genug finden konnte, die doch besser waren, als gerade ein armer blinder Junge, der obendrein recht häßlich war, seinem Namen zum Trotz."

„Ja, und das ist er auch heute noch. Und da habt Ihr Recht, sie hätte haben können, wen sie wollte; zum Mindesten ein Dutzend von den jungen Burschen war längst halb toll nach dem schönen Kinde. Aber sie wollte es nicht anders, sie verschmähte Alle und nahm den blinden Krüppel."

„Unbegreiflich! Und wie erklärt man sich ihren seltsamen Geschmack?"

„Ei Herr, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist sie durch ihre Lügen selbst daran schuld. Sie hat ihm so oft vorgelogen, er sei der schönste und reichste und beste Mensch im Lande, bis sie's am Ende wahrhaftig selbst geglaubt hat, wie's ja wohl Manchem geschieht, der Anderen ein Märchen aufbinden will: hat er es erst ein paar Mal erzählt, so fängt er an, es selbst für wahr zu halten, und zuletzt schwört er darauf und ist dumm geworden, wo er andere betrügen wollte. Und so erkläre ich mir auch diese Seltsamkeit. Im Uebrigen ging die Sache ganz einfach zu: als seine Mutter todt war, wäre er wohl ganz einsam, elend und verlassen gewesen — denn Don Clemente that zwar viel für ihn, konnte doch aber nicht immer um ihn sein — wenn nicht das wunderliche Kind Carmela ihn getröstet und heimlich für ihn gesorgt hätte. Sie pflegte ihn nicht schlechter, als seine Mutter

früher, brachte ihm sein Essen und seinen Wein, und, was das Sonderbarste dabei war, sie stellte sich, als ob sie das alles nur um Lohn thäte. Denn ich sagte Euch schon, sie hatte ihm immer vorgeschwatzt, er sei reich genug, und nun gab sie ihm manchmal Geld und sagte: Der und Der hat's gebracht als Pacht für Deine Vigne oder Deinen Oelgarten! Und dann ließ sie sich zum Schein ihre Mühe davon bezahlen. Sie ertrug es auch geduldig, daß man sie um dieses Treibens willen schalt und ihrer spottete; denn Ihr dürft glauben, daß schon damals mancher von den jungen Leuten neidisch und eifersüchtig war auf den Blinden, obgleich Carmela doch noch ein ganzes Kind war. Ja, ihre eigene Mutter tadelte sie, nicht aus bösem Willen, denn sie gönnte dem Checco gewißlich alles Gute, aber sie meinte, ihre Tochter verschwende thöricht ihr eigenes Gut an einen Bettler, der ihr nimmermehr vergelten könne, was sie an ihm gethan. Das Kind schwieg dazu, gehorchte ihr aber nicht. Auch war es nicht so gar arg mit der Verschleuderung ihres Gutes, denn Carmelas Mutter war so arm nicht, daß sie nicht den Checco und wenn's nöthig war, noch Einige dazu von ihrem Pachtzins hätte ernähren können.

So lebte das zarte Geschöpfchen ganz und gar für den verlassenen Checco und war ihm Alles, Mutter und Schwester zugleich: und da hat sie sich's denn wohl allmählich so angewöhnt, daß sie's nicht mehr lassen konnte.

Nun starb vor Kurzem auch ihre Mutter. Und weil sie jetzt ganz erwachsen war, so sah sie ein, daß sie nicht wohl so ganz allein für sich leben konnte, und sie beschloß, sich kurz und gut einen Mann zu nehmen. Sie wollte aber durchaus keinen Anderen wählen, als ihren Checco, obgleich alle Welt und nicht bloß ihre Liebhaber ihr mit großem Geschrei davon abredeten: sie blieb bei ihrem Willen. Denn, sagte sie, der Checco muß zu Grunde gehen, wenn ich ihn verlasse. Und darin hatte sie wohl so ganz Unrecht nicht. Kurzum, eines Tages, als er sich von ihrer Gabe satt gegessen hatte, fragte sie ihn ernstlich, ob er sie etwa heirathen wollte; er sei der Einzige, der schön genug für sie wäre.

Der gute Junge hat sicherlich nie zuvor an solche Streiche gedacht, er war immerdar zufrieden gewesen mit dem, was er hatte. Doch, wie er ihren Vorschlag vernommen hatte, sagte er gerne Ja, weil er sie von Herzen lieb hatte und sie in seinem reichen Haus zu ernähren und zu schirmen meinte; Ihr erinnert Euch, Herr, daß sie ihm dergleichen Flausen vorgemacht hatte. Und so sind sie denn wirklich ein richtiges Paar geworden, das wunderlichste freilich, das man sich denken kann. Der Checco aber ist seitdem ganz und gar zu einem rechten Narren geworden, er bildet sich Wunder was ein auf seine Schönheit und Herrlichkeit, spreizt sich und dreht sich wie ein Hahn, und gebärdet sich als ein so großer Geck, daß man ihm oft am liebsten derbe ins Angesicht sagte, was er für eine

Spottgeburt ist, wenn's Einem nicht doch immer wieder zu wehmüthig wäre, dem armseligen Krüppel das Bißchen alberne Freude an sich selbst zu nehmen. Und glauben würde er's wahrscheinlich doch nicht. Das tolle Kind Carmela aber hat nur alle Tage ihre Lust an dem thörichten Wesen, findet nie ein Ende des Lachens und spielt mit ihm so recht wie mit einer angenehmen Puppe, nur mit mehr Geduld und Sorgfalt, als es Kinder sonst zu thun pflegen. Nun seht Ihr, Herr, was für absonderliche Dinge auch in unserm kleinen Erdenwinkel geschehen können".

Don Salvatore schwieg, trank sein Glas behaglich schlürfend aus und lachte still vor sich hin. Mir aber wollte kein Lachen über die eigenartige Thorheit des Kindes Carmela kommen, vielmehr ergriff mich eine Sehnsucht, die beiden seltsamen jungen Wesen in ihrem neuen Glücke zu sehen, und obgleich die Sonne hoch im Mittag stand und gewaltig herniederbrannte, machte ich mich doch alsbald einsam auf den Weg nach Caprile, sie in ihrem kleinen Heim zu besuchen.

Leicht fand ich die wohlbekannten Häuschen, die in altem Frieden noch sich gegenüberstanden; voll und freudig glänzte die Sonne darauf, mit heißem, segenvollem Duft das Land umspielend; ringsum blühten die Cactusfelder, von den Dächern stiegen leise Rauchwolken, behaglich kräuselnd, in die heitere Luft. Wohlig ruhevolle Mittagsstille herrschte überall.

Und siehe, dort saßen die Beiden im vertrauten Schatten doch nun beisammen vor einer Thür, auf derselben Schwelle, ein harmloses Bild kindlich genügsamen Glückes. Der Blinde flocht an einem Korbe, indes Carmela neben ihm mit flinker Hand die Spindel drehte. Und führwahr, Don Salvatore hatte nicht zuviel gesagt: sie war ein süßes, reizendes Weib geworden; wie anmuthig sich die vollen dunklen Haare hinten knoteten, und wie einfach-prächtig das bunte Kopftuch über der bräunlichen Stirn saß! Das edle Köpfchen auf den feinen Schultern neigte sich leicht zur Seite und blinzte liebevoll aus den schwarzen Augen zu dem still-schaffenden Gefährten hinüber, und das sonnige Kinderlächeln schwebte noch ganz wie ehedem um die freundlichen Lippen.

Ein Weilchen ersättigte ich mich an dem lieblichen Anblick; dann trat ich hinzu und redete sie an. Natürlich kannten sie mich nicht; als ich aber sagte, ich habe sie als Kinder gesehen und gern gehabt, da freuten sie sich beide, luden mich ein, in ihrem Schatten zu weilen, und ich blieb. Ich bemerkte, daß der Checco alsbald mit drollig eitlem Bestreben mir gegenüber eine ansehnliche Position einnahm und sich vollbewußt an seiner Hausherrnwürde erlabte, während sein kindisches Weibchen ihm mit schelmisch-vergnügtem Lachen die Haare ein wenig zurechtstrich, als gälte es, seiner erdichteten Schönheit den letzten Abschluß zu geben.

Ich bat das Pärchen, mir wie sonst auf dem

Eisen ein Lied zu summen; und sie thaten es gern, und friedlich und lustig klimperten die anspruchslosen Weisen in den quellenden Sonnenschein hinaus. Währenddessen beugte ich mich unvermerkt zu Checco nieder und forschte in seinen Augen — und wirklich, ich konnte mich nicht täuschen, das Herz schlug mir in freudiger Erregung: dem armen Burschen mußte zu helfen sein, hätte vor langen Jahren schon geholfen werden können: seine Blindheit war unzweifelhaft heilbar für eine kundige und geschickte Hand!

Nachdem ich mich dieser Entdeckung vergewissert zu haben glaubte, stand ich auf, gab dem Checco die Hand zum Abschied und winkte Carmela heimlich, mir ein wenig abseits zu folgen. Sie gehorchte willig mit leichter Verwunderung, und als wir weit genug von ihrem jungen Gatten entfernt waren, um nicht mehr von ihm gehört zu werden, sagte ich ernst zu ihr:

„Wißt Ihr, Carmela, daß es vielleicht mir gelingen könnte, Euern Checco von seiner Blindheit zu heilen?“

Sie blickte ohne große Ueberraschung zu mir auf und sagte ruhig:

„Ich dachte es wohl, daß es möglich wäre. Aber was hilft's? Es darf ja nicht sein.“

„Und warum dürfte es nicht sein?“ fragte ich kopfschüttelnd.

„Don Clemente!“ erwiderte sie bedeutsam, und ich verstand sie. Doch ich war nicht gesonnen, den

finstern Einflüssen jenes seltsamen Priesters nachzugeben, vielmehr wollte ich mit allen Kräften das durchführen, was mir die Pflicht meines Berufes befahl.

„Carmela", drang ich eifrig in sie, „besinnt Euch, Don Clemente hat keinerlei Macht über Euch, daß er Euch zwingen könnte, seiner grausamen Strenge gehorsam zu sein, wenn Ihr verständig seid und Eurem Glücke nicht selbst in den Weg treten wollt. Bedenket nur, wie anders würde Euer Leben werden, wenn der Checco wieder sehen könnte, ein ganzer Mann wäre wie andere Gesunde und mit treuer Arbeit für Euch sorgen könnte, statt daß ihr jetzt ihn zu pflegen habt, als wenn er ein Kind wäre".

Sie blickte eine kurze Weile nachdenklich vor sich hin; dann hob sie die lachenden Kinderaugen auf und sagte ganz vergnüglich:

„Aber warum soll es denn anders werden? Ich habe doch immer für ihn gesorgt, und es ist mir niemals leid gewesen. Wäre der Checco sehend und schön — denn Ihr müßt wissen, Herr, daß wir ihn den schönen Checco nennen, geschieht nur um seinetwillen, ich weiß es besser — dann würden ihn wohl andere Mädchen geliebt haben und könnten vielleicht mehr und Besseres für ihn thun, das wäre mir aber gar nicht lieb. Ich will ihn ganz für mich allein haben, und wenn er wie ein Kind ist, so schadet das nichts, so bin ich eben seine Mutter und werde ihn sein Leben lang pflegen so

gut wie es früher Donna Tereſa gethan. Darum mag nur lieber Alles beim Alten bleiben, ich bin es ganz zufrieden und verlange nichts Beſſeres, als Gott mir gegeben hat".

Ich war in meinem Innern nicht wenig aufgebracht über einen ſo ſtumpfen Gleichmuth, wie er dieſem kindiſchen Geſchöpfe inne zu wohnen ſchien; doch ich hielt an mich und verſuchte es nach kurzem Beſinnen noch mit einem andern Mittel, ſie zu überreden.

„Seht, Carmela", ſprach ich geduldig, „Ihr könnt nicht leugnen, wenn Ihr Euch je im Spiegel betrachtet habt, was ich wohl glauben darf, oder wenn Ihr andere Leute habt reden hören, daß der liebe Gott Euch als eine ſehr ſchöne kleine Perſon geſchaffen hat. Iſt es nun aber nicht jämmerlich ſchade, daß der arme Checco, der vor Gott und den Menſchen Euer rechtmäßiger Gatte iſt, niemals mit ſeinen Augen ſehen ſoll, welch ein reizendes Weibchen er ſein eigen nennt? Daß er Eure Schönheit niemals bewundern, ja Euch niemals aus ganzem feurigen Herzen lieben lernen ſoll? Denn Ihr wißt doch, daß es keinen beſſeren Führer zur Liebe gibt, als die ſehenden, bewundernden Augen!"

Carmela war ſehr nachdenklich geworden; ſie ſchwieg und ließ ihre Augen langſam an ihrer eigenen geprieſenen Perſon herniedergleiten.

„Ich habe die Augen nicht gebraucht zur Liebe," ſagte ſie plötzlich halb träumeriſch, wie zu ſich ſelber

sprechend — und die Widerlegung meines kühnen Satzes war freilich so schlagend, daß ich es bereits gänzlich aufgab, dies verstockte Gehirnchen zur Vernunft umzustimmen. Doch ich verzweifelte zu früh; ich hatte dennoch eine empfindliche Seite berührt, die nun leise nachzutönen begann.

„Es wäre ja allerdings recht hübsch," sprach sie nach einer neuen Pause einlenkend, „wenn er mich wirklich zu sehen bekäme; ich glaube wohl, daß er sich freuen würde. Und vielleicht gefiele ich ihm sehr — es ist wahr, er könnte mich noch anders und mehr lieben, als er es jetzt thut; und er kann doch am Ende nicht immer ein Kind bleiben. Aber es ist schade, es geht doch nicht, denn Don Clemente hat ein schweres Unheil prophezeit, wenn wir dem Walten Gottes eigenmächtig vorzugreifen wagten."

„Wie aber, wenn nicht Ihr und er, sondern ich es wäre, der hier vorgriffe, wie sollte Euch da ein Unheil treffen? Mir aber scheint es sogar, als würde ich vielmehr nur einem gütigen Wink der Vorsehung folgen: dürfen wir es denn nicht als einen solchen Wink betrachten, daß gerade ich, ein Arzt, durch einen scheinbaren Zufall Euch gefunden und den Zustand seiner Augen entdeckt habe?"

„Das möget Ihr am besten mit Don Clemente weiter bereden; doch ich weiß nicht, ob er's erlauben wird; ich möchte es ja so gern, aber ich wage es nimmermehr."

Nun, ich merkte, daß das Eis so ziemlich ge-

brochen war und daß es nur auf mich ankam, mit Energie und Eile vorzugehen. Ich empfahl ihr deshalb dringend, gegen ihren Mann, und vorkommenden Falls besonders auch gegen Don Clemente über meinen Vorschlag zu schweigen, und stellte ihr einen erneuten Besuch nach einigen Stunden in Aussicht.

Es schien, als ob sie das lieber nicht gehört haben wollte, denn sie entschlüpfte mir mit einem kurzen, aber sehr ehrfurchtsvollen Abschiedsgruß, und ihre Bewegung hatte etwas von der Hast des bösen Gewissens.

* * *

Es ward mir nicht schwer, unten in der Stadt die nöthigen Instrumente und sonstigen Mittel zu beschaffen, und nach wenigen Stunden betrat ich in Begleitung des dort ansässigen alten Arztes das Haus des jungen Ehepaares. Es gelang uns ohne große Mühe, den Blinden unvermerkt zu narkotisiren; denn dies erschien mir das Gerathenste, um nicht etwa auch noch von seiner Seite auf verblendeten Widerstand zu stoßen. Carmela drückte sich wunderlich umher, zwischen ängstlicher Scheu und hoffnungsvoller Neugier schwankend.

Der Schnitt war glücklich, und ich durfte mit Bestimmtheit auf einen glücklichen Erfolg der Operation rechnen. Ich legte eine feste Binde um die neueröffneten Augen, verdunkelte das Zimmer, so gut es ging, für alle Fälle, und verpflichtete

Carmela, aufs Strengste zu verhüten, daß er die Binde vor der Zeit löse. Als er aus der Betäubung erwachte, vermochte ich ihn unschwer zu überzeugen, daß er von einer plötzlichen Krankheit befallen sei und nothwendig einige Tage das Bett hüten müsse — das der Chloroformnarkose folgende Unwohlsein machte diese Angabe plausibel genug. —

Die Tage gingen hin, Carmela waltete ihres Wächteramtes mit Klugheit und Treue, und endlich erschien die Stunde, da ich die Binde zum ersten Mal entfernen konnte. Carmela verschwand jetzt auf einmal hastig aus dem Zimmer und ließ mich allein mit dem geheilten Blinden; denn eine kurze Untersuchung lehrte mich, daß das Werk gelungen, und seine Augen gesund waren.

Mit mattverwirrtem Blick schaute er zuerst in dem Dämmerlicht auf, und nun verrieth ich ihm, was mit ihm vorgegangen. Er vernahm die Kunde von seiner Genesung mit ziemlicher Gleichgültigkeit; aber doch versuchte er allmählich lebhafter die Augen zu gebrauchen, wie ein Kind über die Gegenstände mit den Blicken hin- und herhuschend. Doch ich lehrte ihn nun, das Auge zu lenken, mit der Hand zu greifen, was er sah, und wieder der tastenden Hand mit den Blicken zu folgen.

So lernte er schnell; und plötzlich kam es über ihn wie Erinnerung aus seiner Kinderzeit, als seine Augen noch gesund gewesen: man sah ihm an, daß er das Gemach erkannte, sein Blick strebte nach der Thür, als ob er die anderen Räume suchte,

und hin zum Fenster, das Licht der Sonne zu finden. Und laut fragte er: „Wo ist meine Mutter?“ Zwar besann er sich bald, daß sie todt war, und doch schweifte er öfter noch in jene Tage zurück, da er ein sehendes Kind gewesen, und nur allmählich gewöhnte sich sein Geist mit den Augen in der neuen Zeit zu leben. Nun erst fragte er nach Carmela; doch die war unsichtbar geblieben und im ganzen Hause nicht aufzufinden. So setzte ich meine Uebungen fort, bis er ermüdet Ruhe begehrte. Da ging ich, denn ich konnte ihn unbesorgt sich selbst überlassen.

Am frühen Morgen kehrte ich zurück. Ich fand Carmela vor der Thür ihres alten Hauses sitzen, das seit ihrer Heirath leer gestanden.

„Seid Ihr nicht bei ihm gewesen die Nacht?“ fragte ich.

„Nein,“ sagte sie, „ich fürchte mich zu sehr.“

Da ließ ich die Närrin und kam zu Checco. Der Tag war trübe und sonnenlos, ein kühler Schein lag nebelnd auf dem grünen Lande, und so konnte ich getrost schon das volle Tageslicht hereinlassen. Nun erwachte lebendiger seine Lust und seine Neugier, und das kleine Haus ward ihm eine reiche Welt des Staunens und der Bewunderung.

Bald kam Don Salvatore, wie ich ihn gebeten hatte, und Checco staunte ihn an, nach mir den zweiten Menschen, den er sah; und dann ging Der und holte andere Nachbarn herbei, das Wunder

der Heilung zu schauen. Sie kamen und brachten ihm Geschenke mit, Oliven, Feigen oder frische Blumen und feierten ihn herzlich wie einen guten Bekannten, der unverhofft von einer langen Reise heimgekehrt, bis er zuletzt von all dem Sturm verwirrt, nach Ruhe und neuem Schlaf verlangte.

Ich entfernte mich mit den Andern und ließ ihn allein. Als ich nach einigen Stunden wiederkehrte, stand Carmela an seinem Lager und betrachtete ihn mit aufgeregten Mienen, als wenn sie ein unerhörtes Wunder erblickte, und doch sah sie nichts als die geschlossenen Lider.

„Don Clemente war hier," sagte sie, sich leicht zu mir umwendend.

„Nun, und was that er?" fragte ich doch sehr gespannt.

„Nichts. Er war ganz ruhig mit mir, und ihn hat er lange im Schlaf betrachtet. Er machte ein Gesicht dazu, als ob er ihn bedauerte, ich weiß nicht, warum, und dann ist er still wieder davongegangen."

„Er wird sich an die Thatsache eben gewöhnen," dachte ich beruhigt.

Jetzt sah ich, wie Carmela sich über den Schlummernden beugte und ihn leise auf die Stirne küßte. Da erwachte er und schlug schnell die Augen auf. Wie ein großer Schreck ging es durch beider Antlitz, als sie sich so zum erstenmal Auge in Auge sahen. Und mir, wie ich in Checcos Blick das verwirrte Staunen gewahrte, das die

Schönheit nicht begreifen zu können schien und wie vor einer überirdisch herrlichen Offenbarung starrte, mir klang in diesem Moment wundersam jener Ausruf seiner Mutter im Ohr, davon mir einst der Priester erzählt:

„O Herr, seht doch, was hat er für herrliche Augen!"

Wahrhaftig, es war keine zärtliche Verblendung der Mutterliebe, der Checco hatte herrliche Augen, er hatte so tiefstrahlende, feurige Blicke, wie man sie nimmermehr hinter dem dumpfen Schleier der Blindheit vermuthet hätte. Vielleicht machte Carmela dieselbe Beobachtung, denn sie stand noch immer unbewußt und schaute ihm mit fast ängstlicher Verwunderung ins Gesicht.

„Bist Du Carmela?" fragte Checco leise und schüchtern, indem er sich rasch aufrichtete. Sie nickte nur schweigend, ohne die Blicke von ihm zu lassen. Da schloß er schnell die Lider und strich ihr leise tastend mit der Hand übers Antlitz. „Ja, Du bist es," sagte er, die Wimpern wieder halb erhebend, „ich dachte nicht, daß Du mir so fremd scheinen würdest, wenn ich sehen könnte; rede zu mir, Carmela, daß ich Dich an Deiner Stimme erkenne, meinen Augen bist Du unbekannt und so seltsam, so ganz anders als ich glaubte, Du bist viel schöner als alle anderen Menschen, Carmela!"

Sie antwortete noch immer nicht, wie ein blödes Kind stand sie vor ihm und wich langsam vor seinen leuchtenden Blicken zurück, ganz ver-

schämt und verschüchtert und von immer vollerem Roth übergossen; und freilich sah sie entzückend schön und lieblich aus in diesem wunderlichen Gebahren.

Als aber der Checco nach langem, wortlosem Staunen plötzlich seine Arme nach ihr ausstreckte, obgleich sie schon völlig aus deren Bereich gewichen war, da wurde sie ganz kindisch und lief ohne Weiteres in hastiger Flucht aus dem Zimmer. Er blickte ihr verstört nach und fragte mit trauriger Stimme:

„War es denn nicht Carmela?"

„Gewiß war sie es," tröstete ich ihn, „laß sie nur erst zu sich kommen, sie war nur gar zu sehr überrascht von dem Anblick Eurer neuen Augen."

„Ich dachte nicht, daß sie so schön sein könnte," wiederholte er noch einmal träumerisch, „nicht wahr, Herr, sie ist gewiß doch noch schöner als ich?"

„Daran dürft Ihr nicht zweifeln," sagte ich und mußte lächeln über die Frage, „denn Ihr werdet Euch nun wohl daran gewöhnen müssen, guter Checco, daß es mit Eurer leiblichen Schönheit nicht gar so hoch hinaus ist, als man Euch bisher, da Ihr blind waret, hat glauben machen. Es liegt aber auch wirklich nicht so viel daran, zu grämen braucht Ihr Euch darum nicht."

Er starrte mich wortlos an bei dieser Erklärung, halb ungläubig, halb voll dumpfen Schreckens. Ich fand keine Zeit, ihn weiter zu beruhigen und aufzuklären, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und herein trat Don Clemente.

Er war fast unverändert, immer noch das wunderschöne, jugendlich klare Gesicht unter den weißen Locken, immer noch die hohe, festgetragene, würdevolle Gestalt. Ich sah, daß er auch mich sogleich erkannte, und ich gestehe, daß ich einen Augenblick mit einem heimlichen Bangen vor ihm zu kämpfen hatte. Doch er begrüßte mich so mild und ruhig, wie einst, und sagte mit seiner alten, leidenschaftslosen Stimme:

„Ich dachte mir, daß ich Euch hier finden würde, denn ich wußte schon durch Don Salvatore, daß Ihr es waret, der hier gehandelt hat."

„Ich habe meine Pflicht gethan", erwiderte ich so fest und bestimmt ich es vermochte.

„Ihr habt's gewagt", fuhr er in seiner stillen Weise fort, und doch lag etwas fast Beängstigendes für mich in dem kurzen Wort aus diesem Munde. Doch ich suchte zu lächeln und sagte:

„Das Wagniß war wohl nicht so groß, und da meine Hand gesegnet ward und das Werk gelungen ist, wer sollte sich nicht mit mir und Diesen freuen?"

Don Clemente sah mich mit einem ernsten Blicke an und sprach:

„Als Ihr diese Beiden wiedersahet, fandet Ihr sie glücklich?"

Das liebliche Bild des stillen, jungen Paares vor dem Hause trat lebendig vor meine Seele, und ich mußte bekennen:

„Sie schienen zufrieden, da ich sie sah; doch

ich lebe der Hoffnung, ihnen den Weg zu noch höherem Glück geöffnet zu haben."

„Des Menschen Weisheit ist Thorheit vor Gott", entgegnete er, „das Glück wohnt nicht im Sehen und im Wissen, sondern im Glauben und im Frieden. Wie könnt Ihr wissen, ob Ihr nicht hier mit gewaltsamer Hand ein stilles Glück zerstört und zerrissen habt?"

So sehr mein Verstand sich sträubte gegen die Anerkennung seiner düstern Besorgniß, so konnte ich mich dennoch eines dumpf beängstigenden Gefühls nicht erwehren. Dieser Priester erschien mir wie das Schicksal selbst, feierlich, stillwandelnd, unerbittlich.

Er schied, so ohne Lärm und Prahlen, wie er gekommen; und ich glaube, ich grüßte ihn sehr sanft und demüthig — wie der Schüler den Lehrer.

Als er fort war, wandte ich mich wieder zu Checco um: der schaute ihm gerade so befangen und beängstigt nach, wie ich selber, und wußte sicherlich ebenso wenig, warum. Auf einmal aber fragte er mich, aus einem unklaren Brüten auffahrend:

„Warum blieb Carmela nicht bei mir? Warum flieht sie mich?"

„Sie wird schon wiederkehren zu Euch, guter Checco, gönnt ihr nur Zeit, sich zu besinnen und zu fassen, vielleicht wird auch sie von einem neuen Gefühl bewegt, daß ihr selbst noch nicht zur Klarheit gekommen ist. Nicht wahr, Don Clemente hat

Euch ein wenig erschreckt mit seiner dunklen Rede? Doch fürchtet Euch darum nicht: er ist ein kluger und guter Mann, aber zu trübsinnig in seinen Gedanken."

„Er hat sonst immer Recht behalten, mit dem, was er prophezeit hat, und mir ist bange darum, daß Carmela mich so verlassen hat. — Aber nun habe ich einen Wunsch, Herr: ich möchte mein eigenes Gesicht erblicken und wissen, wie ich aussehe."

Etwas unbehaglich erschien mir die Erfüllung dieses Wunsches; dennoch dünkte es mich allerdings das Beste zu sein, wenn er jene unvermeidliche bittere Enttäuschung in meiner Gegenwart und unter meinem tröstenden Beistand erführe, und nicht etwa aus Zufall und ohne einen Berather.

So begab ich mich denn ins Nebenzimmer und trieb dort einen leidlichen Wandspiegel auf, den ich herbeitrug und dem Checco vorhielt. Ich erwartete ein heftiges Erschrecken und darauf etwa einen jener tobenden Ausbrüche der Verzweiflung, welche diese Kinder des Südens so leicht übermannen. Statt dessen blieb er ganz stumm und still, nur seine Augen wurden immer größer und starrer, die Wangen bleicher, und allmählich verzerrten seine Züge sich so schreckhaft, daß sein Spiegelbild ihm dann freilich doch ein allzu häßlich entstelltes Conterfei seiner selbst zeigen mußte. Ich entzog ihm deshalb den Spiegel und stellte diesen umgekehrt an die Wand. Er ließ es

ruhig geschehen und sagte mit einer müden, tonlosen Stimme:

„O Herr, sie haben mich alle betrogen!“

Dann setzte er sich still auf sein Lager zurück und blickte mit mattem Ausdruck vor sich hin. Diese Ruhe erschien mir furchtbar und unheimlich; vielleicht stand mein Gemüth noch unbewußt unter der Nachwirkung der schlimmen Rede des Don Clemente; ich gerieth in eine nervöse Aufregung und suchte dem schwer Betroffenen mit einer unruhigen Hast zuzureden, von der ich nicht weiß, ob sie sehr geeignet war, seinen Kummer zu beschwichtigen. Vielmehr schien er von Minute zu Minute mehr zusammenzubrechen und sich selbst zu verlieren; ich merkte bald, daß er kein Wort von dem hörte, was ich zu ihm sprach. Seine Gedanken waren unterdessen offenbar andere, verworrene Wege gegangen, denn auf einmal fragte er, ganz nur zu sich selbst, ohne mich anzusehen:

„Also darum flieht sie vor mir!“

„Checco“, rief ich erschrocken, „welche unsinnige Einbildung! Das von Eurem treuen, liebenden Weibe!“

Da stöhnte er auf wie ein Schwerverwundeter, und mit herzzerreißender Klage kamen die Worte leise von seinen Lippen:

„Lieben! Wie kann man lieben, was so häßlich ist! Es ist unmöglich, ganz unmöglich! Ich weiß doch jetzt, was Schönheit ist, und ich weiß

nun auch, wie man die Schönheit lieben kann: o hätte ich es nimmer, nimmer erfahren, daß ein Weib so schön sein kann! Nun ist Alles aus für mich, sie ist so engelschön wie eine Heilige, und der schöne Checco ist so grausam häßlich! Ich liebe sie erst, seit ich weiß, wie schön sie ist, und sie flieht vor mir, da ich so häßlich bin! O Carmela, Carmela, auch sie hat mich belogen! Sagt mir doch, Herr, warum that sie das? Nein, sagt es mir nicht, denn ich weiß es: sie that's, um mich desto sicherer betrügen zu können. O die Schlange, die wunderschöne Schlange! O, daß ich nimmermehr das Licht gesehen hätte! Herr, Ihr habt nicht wohl an mir gethan, ich war so glücklich ohne diese Augen."

Da war's, das Unheil Don Clementes! Ich fühlte mich bang' erschüttert und verstört, denn das sah ich wohl, mit vernünftiger Rede war vorläufig garnichts bei dem Jüngling auszurichten, dessen Geist haltlos und eigensinnig im Irrthum schweifte. Da eilte ich, Carmela aufzusuchen und zu ihm zu bringen: ihre Liebe, ihre Freude mußte ihn doch von der Sinnlosigkeit seiner blinden Verzweiflung überzeugen! Freilich, so ganz sicher fühlte ich mich auch hier nicht mehr. Ihre Liebe galt ihrem Schützling, dem blinden Knaben: wer mochte voraussehen, welch' Gefühl sie dem sehenden und selbständigen Manne entgegenbrachte, der eine andere Liebe von ihr forderte! Wenn er Recht hatte mit seinem Jammerruf: Wie kann man lieben, was so häßlich ist?! War das nun Don Clementes

Meinung gewesen? Ich schauderte vor dem Gedanken, daß er Recht behalten könnte.

Ich fand Carmela im Innern ihres alten Hauses, und ich merkte betroffen, daß sie sich hier wie zu dauerndem Aufenthalt wieder einzurichten im Begriff stand.

„Carmela", rief ich, „Unglückliche, warum laßt Ihr Euern Gatten grade jetzt allein?"

Sie erröthete und stand verlegen an ihrer Spindel zupfend. „Ach, lieber Herr", sagte sie endlich, „ich erschrak so sehr, wie ich seine Augen sah. Mir war es, als sei er nun auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden, seit er mich sehen kann, ein ganz Fremder, den ich kaum wiedererkenne! Und was er für wunderschöne Augen bekommen hat! Und wie seltsam er mich anblickte! Seht, Herr, da schämte ich mich so sehr, denn es kam mir plötzlich so vor, als hätte ich bisher immer im Dunkeln mit ihm gelebt, wo man sich doch nicht schämt, und nun auf einmal schien die Sonne herein, und ich konnte nicht anders, ich mußte mich vor ihm verbergen. Denn ich war sonst mit ihm verfahren, wie man mit Kindern thut: aber das hätte ich mit einem Manne nicht gedurft; und darum schäme ich mich, denn in dem einen Augenblick schien er mir ein Mann geworden".

„So ist es auch, Carmela: in diesem Augenblick hat sein neugeborenes Auge sich berauscht an Deiner Schönheit, und sein schlafendes Herz ist aufgewacht zu heißer, leidenschaftlicher Liebe, und

diese Liebe ist's, die ihn so schnell zum Manne gemacht hat".

Ich sah, wie ihre süßen Züge hell aufstrahlten von herrlicher Freude: und da wich alles Bangen von mir, mein Herz sagte mir, daß sich schon Alles zum lieblichsten Segen gewandt hätte. Und ruhig fuhr ich fort:

„Carmela, geht zu ihm und überzeugt ihn auch von Eurer Liebe, denn seht, er hat sein Gesicht im Spiegel gesehen und mußte erkennen, daß er nicht der schöne Checco ist, wie Ihr ihn in freundlicher Absicht genannt habt, und nun glaubt er, Ihr könntet ihn nicht lieben, weil er häßlich sei".

„O, Herr, er ist ja nicht häßlich", rief sie mit feurigem Eifer, „wer solche Augen hat, wie ist der häßlich?"

„Gut denn, so geht eilig zu ihm und sagt ihm das selbst, und Alles wird sich zum Glücke wenden".

Sie zauderte und überlegte noch ein Weilchen, dann sagte sie mit schüchtern bittendem Ton!

„Aber Ihr dürft nicht mitkommen, Herr, Ihr müßt uns allein lassen".

Nun, es gelüstete mich nicht, in so zarter Sache der Dritte im Bunde zu sein, und so ging sie denn, erst ganz langsam bis zur Hausthür, dann blickte sie scheu zu beiden Seiten die Straße hinauf, ob kein Zeuge ihres frevelhaften Beginnens nahte, und dann schoß sie wie ein Eidechschen quer hinüber zu ihres Gatten Haus, und verschwand in der offenen Thür.

Ich lachte über das wunderliche junge Weib, und war so vollkommen beruhigt über die baldige, frohe Beseitigung der grundlosen Zweifel des jungen Ehemannes, daß ich Carmelas Brumm-Instrumentchen ergriff, und mir eine heitere Weise zu spielen suchte, was mir denn auch mittelmäßig gelang:

O dolce Napoli,
O suol beato,
Ove sorridere
Vuol il creato,
Tu sei l'impero
Dell' armonia!
Santa Lucia, Santa Lucia!

Wahrhaftig! Glücklicher Boden, Lächeln der Schöpfung, Reich der Harmonie — wo war das schöner und besser, als in diesem friedseligen Erdenwinkel? Es herrschte so süße Ruhe ringsum, nur aus der Ferne tönte das Lied eines Winzers herüber, und Bienen summten über den Cactusblüthen, die beiden Häuschen schienen einander herzlich zu grüßen und mit grüner Rebenhand sich zuzuwinken, die Sonne leuchtete nicht voll und frei, aber sie war nur wie träumend hinter leichtem Nebelflor verborgen und spendete Wärme und Behagen auch so; ein stiller Hauch des allgemeinen Friedens ging über mein Herz, daß es so recht innig das wonnige Glück mit empfand, das sich nun dort drüben gründen mußte.

Da erblickte ich plötzlich am Ende der Straße noch einmal die hohe, schwarze Gestalt Don Cle-

mentes langsam wieder näher wandelnd, gemessenen, feierlichen Schrittes.

Ich mochte mich sträuben, schämen, schelten, aber wir sind ja so garnicht Herr unserer Stimmungen, eine Wolke, die über die Sonne geht, kann unsere glänzendste Laune plötzlich aschgrau färben: und so geschah es mir. Es war mir, als erhielte das eben so friedliche Bild um mich her jählings die furchtgespannte Stimmung einer Landschaft vor dem Gewitter. Die Luft erschien mir trübe und schwer, trübe und blaß der Sonnenschimmer, und ein mattes Beben regte das Laub der hangenden Rebenranken.

Ich fühlte keinerlei Verpflichtung und noch weniger Lust, mich mit dem Priester in eine erneute Discussion einzulassen, ich wich ihm deshalb aus und begab mich langsamen Schrittes zu meiner Behausung in Don Salvatores Villa zurück. Aber meine behagliche Sicherheit war und blieb verloren.

Nach einigen Stunden trieb mich dennoch die unerklärliche innere Unruhe wieder nach Caprile. Ich fand Carmelas Haus offen und leer, Checcos fest verschlossen. Auf mein Klopfen kam keine Antwort. Nun, dachte ich, ihre Herzen haben sich gefunden, und wer wollte es ihnen da verdenken, daß sie nach keiner weiteren Gesellschaft begehren?

Ich wandte mich also ab, schlenderte ein wenig durch die Felder und genoß die beginnende Abendkühle. Und doch, als ich nach Einbruch der Dunkelheit mit Don Salvatore in seiner traulichen Reben-

laube beim Capri bianco saß, überschlich mich noch einmal jenes Gefühl der Sorge. Aber mein verständiger Wirth lachte mich aus, mit Recht, wie es mir selber schien. Und so blieb ich denn und beschwichtigte mein leise bangendes Herz mit vernünftigen Gesprächen.

Am nächsten Morgen in nicht zu früher Stunde, als ich mich eben zum Ausgehen rüstete, trat plötzlich Carmela herein mit thränenüberströmtem Gesicht, bleich und in solcher Erregung, daß sie nur mühsam Athem und Worte fand.

„Er ist fort, Herr, verschwunden, und Niemand weiß, wohin!“ rief sie mit erschütterndem Jammerton.

„Checco?“ fragte ich erschrocken, „wann? warum? Waret Ihr gestern nicht in Frieden bei einander?“

„O Herr, nein, es war Alles umsonst, ich kannte den Checco nicht mehr, er war ganz wie von Sinnen. Denkt nur, als ich zu ihm hinein kam, ich ging freilich ganz langsam und ängstlich, da blickte er mich wieder so seltsam an, zuerst, ja, da sah es so aus, als sagten seine Augen, daß sie mich schön fänden, und ich freute mich im Stillen, obgleich ich auch ein wenig scheuer noch dadurch ward, aber dann auf einmal machte er ein so ganz trübseliges Gesicht, ich weiß nicht, weil ich so langsam kam oder warum, aber wahrhaftig, ich konnte nicht schneller, mir schlug das Herz zu sehr vor Scham und Bangigkeit, und rief mir entgegen: Was willst Du noch von dem häßlichen Checco?

O Checco! sagte ich, so laut ich konnte, Du bist wahrhaftig nicht häßlich, glaube es nicht, ich finde Dich ja so schön! Nun weiß ich gewiß nicht, lieber Herr, warum ihn diese Worte so ganz zornmüthig machten, aber er sprang wild und heftig empor und schrie mich an:

Lüge! Lüge! Ich weiß nun Alles, wie Du mich betrogen hast!

Ihr könnt nicht glauben, Herr, wie sehr ich erschrak, daß er sich so grimmig gebärdete. Aber nun sah ich, daß er Thränen in seinen armen schönen Augen hatte, und das that mir zu weh, ich vergaß meine thörichte Furchtsamkeit und trat grade auf ihn zu, daß er auf mich hören sollte. Aber er wollte es nicht und drängte mich hart von sich, als ob ich ihm etwas Uebles gethan hätte oder jetzt thun wollte. Und dazu rief er: Fort! Ich merke ja, daß Du mich noch immer belügen willst, aber es gelingt Dir nicht mehr!

Nun, Herr, ich hätte früher gewiß auf solche Reden nicht allzu viel gegeben und hätte ihm leicht als einem Kinde verziehen: aber jetzt seht, es ist Alles anders geworden in meinem Kopfe, seit ich seine Augen gesehen; ich war unsäglich gekränkt und betrübt und dennoch trotzig zugleich und stolz und ich konnte mich nicht überwinden, das von ihm zu dulden und mich weiter mit Bitten vor ihm zu demüthigen. Gott verzeih' mir das Unrecht, aber ich kehrte mich um und ging schweigend hinaus. O Madonna! er konnte ja nicht sehen, wie sehr ich

über ihn weinte, sonst hätte er mich gewiß nicht so zürnend gehen lassen.

Und wie ich nun draußen stand und nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte in meinem Kummer, denn Ihr waret verschwunden, Herr, da erblickte ich Don Clemente von fern und ging sogleich auf ihn zu und begann ihm von Herzen mein Leid zu klagen. Und er tröstete mich und wollte mir gerne helfen und ging mit mir unserm Hause zu. Und wie er nun so meine Hand gefaßt hielt und mein Kopf an seinem andern Arme lag, denn ich war ganz von Kräften vor Schreck und Noth, da sehe ich auf einmal, wie der Checco mitten auf der Straße steht und zu uns herüberstarrt. Und in demselben Augenblick wußte ich auch, obgleich es mir doch Niemand, und er selbst auch nicht sagte, denn er war zu weit entfernt von uns, daß er einen bösen Gedanken hatte über mich und Don Clemente. Ach Herr, und doch hat wohl Mancher schon von andern Priestern Schlimmes gedacht und geredet, von Don Clemente aber noch Keiner; darum vertraute ich ihm auch so von Herzen. Nun aber machte ich mich dennoch hastig von ihm los und eilte dem Checco entgegen. Der aber wandte sich zornig ab und lief, und ich sah, er schwankte wie ein Trunkener, aber er kam doch vor mir in sein Haus, und ich hörte, daß er es von innen verschloß.

Wir klopften und riefen von draußen, Don Clemente und ich, aber er antwortete nicht und

öffnete nicht. Und nachdem Alles vergeblich war, ging ich mit Don Clemente und aß etwas bei ihm, und er redete Vieles zu mir, wovon ich aber kein Wort verstand, denn ich war in zu großer Sorge und dachte an ganz andere Dinge. Ich hoffte aber, der Checco werde sich in der Einsamkeit besser besinnen und merken, welch ein Thor er gewesen. Und so kehrte ich gegen den Abend zurück, aber das Haus war immer noch verschlossen, und ich konnte nicht hinein. Ich rief und schmeichelte und schalt, aber er wollte nicht hören, obgleich ich die größte Zeit der Nacht auf seiner Schwelle saß und weinte. Zu allerletzt überkam mich eine so große Mattigkeit und Kälte, daß ich in das Haus meiner Mutter zurückging, und mich auf mein Bett legte. Nun war ich wohl allzu müde geworden von all der Noth, denn ich habe in den hellen Tag hineingeschlafen bis jetzt; und als ich erwachte und erschrocken aufsprang und hinauslief, da stand Checcos Thür weit offen, und als ich hineintrat, war er nicht darin, und Alles war leer. Keiner von den Nachbarn aber hatte ihn gesehen, und keiner von den Menschen, die ich auf dem Wege traf, wußte etwas von ihm. Bei Don Clemente ist er nicht gewesen, und da dachte ich ihn ganz sicher hier zu finden, und nun weiß Salvatore nichts von ihm und Ihr auch nicht. O Gott, wenn ihm ein Unglück geschehen wäre. Er versteht ja seine Augen noch nicht so gut zu gebrauchen, wie ein anderer sehender Mensch. O Herr, helft mir ihn suchen,

ich kann nicht mehr allein für mich, ich vergehe vor Angst. O mein Checco, mein armer Checco!"

Das gute Geschöpf war sichtlich so ermattet und verängstigt, daß ich es überreden wollte, zu ruhen und mir die weitere Forschung zu überlassen. Aber es war unmöglich; sie bestand darauf, mit mir zu gehen, und ich mußte zuletzt nachgeben, so sehr sie mich dauerte.

Eben traten wir aus der Gartenthür auf die Straße, als uns ein paar Kinder mit erhitzten Wangen entgegenstürmten und ausſagten, Don Clemente sende sie mit solcher Eile zu uns, und sie hätten den schönen Checco in der ersten Morgenfrühe den Berg hinaufsteigen sehen.

Ohne ein Wort zu erwidern, faßte Carmela meine Hand und zog mich fort und führte mich durch die Gäßchen auf den holperigen Pfad, der sich zum Monte Solaro hinaufwindet. Trotz der wachsenden Tageshitze stiegen wir und stiegen immer hastiger und ruheloser, bis wir keuchend den kahlen Gipfel erreichten.

Oben unter den grauen Burgtrümmern, die den Scheitel des Solaro krönen, saß Don Clemente, schwer ermüdet und trüben Angesichts. Von Checco keine Spur. Vergebens blickten wir von der freien, herrschenden Höhe nach allen Seiten, wir blickten mit stillem Schauder in den ungeheuern, gähnenden Abgrund, der nach dem Meere wild zerrissen, fast senkrecht, niederstürzt; ein Adler zog unheimlich stille Kreise in grauer Luft hoch über diesem

Schlunde, sonst kein lebendes Wesen, kein Laut ringsum.

„Die Kinder müssen falsch gesehen haben," sagte ich, am meisten um eigenes ahnendes Zittern zu beschwichtigen. Doch in demselben Augenblick hörte ich einen gellen Aufschrei aus Carmelas Munde und sah, wie sie einen kleinen Schlüssel vom Boden aufhob. Dann sank sie zu Don Clementes Füßen ohnmächtig zusammen.

Es war deutlich, sie hatte Checcos Eigenthum erkannt.

Es gelang uns durch keinerlei Bemühung, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. So blieb uns zuletzt nichts übrig, als die Regungslose den steilen Berg hinab zunächst bis zur Klause des Eremiten zu tragen. Hier überließ ich sie der Fürsorge und weiteren Hülfeleistung der beiden frommen Greise und eilte beflügelten Laufs nach Anacapri zurück, und nachdem ich von hier Männer mit einer Bahre hinaufgesandt, weiter abwärts um den Felsen herum bis unten zur großen Marina, wo ich mit Sicherheit Fahrzeug und Leute fand, die Insel zu umschiffen und von unter her den felsigen Grund unter dem Monte Solaro zu durchforschen. Ich theilte den eifrig zudrängenden Schiffern meine gräßliche Befürchtung mit.

„Ihr meint, den schönen Checco von Anacapri, den Blinden, Herr?" versetzten mir Mehrere zugleich.

„Gewiß, eben den; wißt Ihr schon etwas von dem?"

„Der ist vor zwei Stunden nach Sorrent hinübergefahren, einige Fremde nahmen ihn in ihren Nachen auf. Er wird dort oder in Neapel ein Gelübde erfüllen wollen, denn denkt nur, Herr, er ist durch ein Wunder und durch das Gebet des frommen Don Clemente plötzlich sehend geworden."

Ein jauchzender Ruf entquoll meiner Brust, und sofort entsandte ich einen Boten hinauf zu Don Clemente und Carmela, und miethete ein stark bemanntes Boot nach Sorrent.

Eine sehr kräftige Brise aus Südwest machte bald jede Hülfe der Ruderer überflüssig, und gegen das Ende der Insel hatte sich der Wind so sehr gesteigert, daß das große Segel gerefft werden mußte, und unsere Landung eine äußerst schwierige ward. Indessen sie gelang ohne Unfall, und über Erwarten schnell fand ich meinen Flüchtling wieder. Er saß am Strande auf einem Stein und blickte schwermüthig nach der verlassenen Heimathinsel hinüber.

„Checco!" rief ich ihn an. Ueberrascht, aber nicht erschrocken erkannte er mich und kam mir langsam entgegen. Sein Gang war so müde und schwer, sein Gesicht so kummervoll, daß er mich von Herzen jammerte, und ich die herbe Strafrede vergaß, die ich ihm zugedacht hatte.

„Checco", sagte ich mit gemildertem Vorwurf, „warum habt Ihr Eurem armen Weibe das gethan?"

„Ich dachte ihr einen Gefallen zu thun, wenn ich sie frei gab", entgegnete er wehmüthig, „sie

hat ja den schönen Don Clemente lieber, als den armen, häßlichen Checco; ich hab' es gesehen; und warum sollte sie auch nicht? Nur hätte sie mich nicht so arg zu belügen brauchen."

„Narr, der Du bist!" fuhr es mir dennoch heftiger heraus, „Narr, mit Deinem ewigen kindischen Geschwätz von Schönheit und Häßlichkeit, als ob es in Gottes Welt nichts Besseres und Größeres gäbe als hübsche Gesichter und schönen, trügerischen Schein! Laß Dein Herz gut sein und Deine Seele schön, und Du kannst alle feingestalteten Wichte Deiner Heimath verachten, und Dein Weib wird es mit Dir thun, oder vielmehr, sie that es schon längst, so wenig Du es auch in Wahrheit zu verdienen scheinst."

Nachdem ich mich dieser redlichen Weisheit entledigt, berichtete ich ihm, was ich von Carmela wußte und wie ich sie verlassen. „Wer kann wissen, ob sie jetzt noch lebt", schloß ich bitter und schroff meine Rede, der er so lange stumm, und wie es scheinen wollte, theilnahmlos zugehört hatte. Nun aber fuhr er so jäh zusammen, als hätte ich ihm einen Schlag versetzt, und rief mit heftiger Angstgebärde:

„Nein, Herr, o nein, das nicht, nur das nicht! Es ist nicht möglich, es kann nicht sein! Ich will sie ja niemals wieder sehen, sie niemals zu eigen haben, aber sterben darf sie nicht, todt sein kann sie nicht. O, Herr, was sagtet Ihr — Carmela todt?"

Als ich dieſen Ausbruch angſtvoller Liebe vernahm, ſuchte ich ihn hier wiederum mit ſchnellen Troſtesworten zu beruhigen. „Und was thateſt Du an dieſem Morgen auf dem Monte Solaro, Unglücklicher?“ fragte ich dann. „War es etwa Deine Abſicht, den grauſamen Schein zu erregen, als habeſt Du dort Dein Ende gefunden? Gedachteſt Du damit Deine Flucht zu verbergen?“

„O nein, Herr, gewiß nicht“, antwortete er in dumpfer Zerknirſchung, „ich wollte nur von dort aus der Höhe ſehen, wohin ich entfliehen könnte in meinem Gram, denn ich kannte das Land ja nicht mehr ſeit vielen, vielen Jahren: aber mir ſchwindelte dort oben, und ich glaubte von Neuem zu erblinden von dem furchtbaren Licht ringsum, und als ich hinunterſtieg, fiel ich oft und ſtieß mich blutig, bis ich weiter unten auf einen Eſeltreiber von Nieder-Capri traf, der mich mit ſich zur Marina nahm und auf ſeinem Eſel reiten ließ, denn er ſagte, die Heiligen hätten ein Wunder an meinen Augen gethan, und darum wollte er mir eine Ehrfurcht erweiſen. Ich aber ließ Alles mit mir geſchehen und werde auch thun, was Ihr von mir verlangen mögt, Herr, auch mit Euch heimkehren, wenn Ihr wollt: ach, es iſt mir Alles in der Welt gleichgültig geworden, ſeit ich weiß, daß Carmela mich nicht lieben kann.“

So ſah ich denn, der ſeltſame Kopf war immer noch nicht von der Liebe ſeines guten Weibes überzeugt! Doch ich war ſchon zufrieden, daß ich

ihn zur Heimkehr bereit fand, und hoffte, noch Alles zu glücklichem Ende fügen zu können.

Leider nur, mit dem guten Willen war es nicht gethan: es erfand sich, daß der Sturm so mächtig geworden war, daß für heute an eine Rückfahrt gar nicht zu denken war. Ich mußte mich bequemen, mit dem von immer neuer Angst gefolterten Checco in Sorrent Quartier zu nehmen.

Und es blieb nicht bei dieser einen Nacht, sondern erst am vierten Morgen war der Wind umgesprungen und beruhigt, so daß wir die Heimreise antreten konnten.

Don Salvatore, dessen Haus wir nach glücklicher Landung und eiligem Aufstieg zuerst betraten, machte ein eigenthümlich bekümmertes Gesicht.

„Ist sie todt?“ flüsterte ich tief erschrocken.

„Nein, Carmela lebt“, versetzte er laut mit besonderem Hinblick auf Checco, der kreidebleich geworden war und nun sichtlich aufathmete. Mir klang jedoch ein unausgesprochenes bängliches Aber unheimlich durch seine tröstlichen Worte hindurch. Allein ich schwieg, von zu bestimmter Ahnung erfaßt und folgte dem Checco, der ruhelos zum Weitergehen drängte.

Wir kommen nach Caprile. Carmela saß ruhig vor der Schwelle ihres alten Hauses, wo ich sie als Kind zuerst gesehen, und ganz wie damals summte sie lustig zirpende Melodien auf ihrem Eisen. Und lustig und hell lachten ihre Augen dazu, zwei muntere, sonnig klare Kinder-

augen; Sorge, Kummer und Leidenschaft war aus ihrem Antlitz hinweggetilgt, und nichts als Frieden und Heiterkeit darin zurückgeblieben. Sie war ein Kind mit sorgenlosem Lächeln und ach, so lieblich wie nur je zuvor.

Ihr gegenüber vor Checcos Thür aber hockte ein Häuflein Kinder und starrte halb mit Scheu und Schreck, halb mit zudringlicher Neugier unverwandt auf das einfache Thun des schönen Wesens. Wie wir uns langsam näherten, beide überrascht und betreten, erblickte uns Carmela, und sogleich sprang sie von ihrem Sitz empor, eilte auf uns zu, reckte bittend die Hand aus und rief: Signor, bajóco'!

„Gebt ihr, Herr, gebt ihr etwas!" riefen vielstimmig die starrenden Kinder zu mir herüber. Ich weiß nicht, war es eine rein mechanische Bewegung, oder that ich's doch aus unklarer Neugier: ich gab ihr ein Kupferstück. Da lachte sie listig und schlich hinüber zu dem Platz, wo sonst der kleine Checco saß, und den jetzt mit schlauer Berechnung ein Knabe eingenommen hatte, während die Andern seitwärts gewichen waren. Dem gab sie das Geld und fröhlich eilte sie dann zu ihrer Schwelle zurück und begann ihr harmlos surrendes Spiel von Neuem.

„Checco", sprach ich erschüttert, „verstehst Du, was dies bedeutet?"

Ein tiefes Grauen in seinem Antlitz verrieth, daß er es verstand.

„Und weißt Du, was ihr die Sinne verwirrt hat? — Die heiße Liebe zu Dir und der ungeheure Schmerz, der sie ergriff, da sie meinte, Du seiest in den Abgrund gestürzt, habest vielleicht Dich selbst in frevelhaftem Aberwitz Deines Unglaubens an ihre Liebe hinabgeworfen. O armer Checco, und nun siehe, wie groß und rein die Liebe Deines unglücklichen Weibes zu Dir gewesen, da sie noch jetzt in ihrem Wahnsinn keinen andern Gedanken hat als den allein, für Dich zu sorgen, um Deinethalb zu betteln und für Dich ihre zierlichen Weisen erklingen zu lassen!"

Checco sprach kein Wort zur Antwort. Aber ganz leise, ganz scheu näherte er sich der Spielenden, fiel vor ihr auf die Knie und küßte ihr demüthig und unter bitterlichen Thränen die kleine, liebevolle Hand.

Doch sie erkannte ihn nicht, sondern rief nur immerfort, erst freundlich bittend, dann dringender und zuletzt fast zornig ihr erschütterndes: Signor, bajocc'!

Unterdessen war eines der Kinder, wie ich gesehen hatte, spornstreichs die Straße hinaufgelaufen und kehrte nicht gar lange darnach an der Hand des Priesters Don Clemente wieder.

Ein furchtbares Wiedersehen! So war das Schlimmste in Erfüllung gegangen, was er prophezeit, meine glückverheißende That in das schmerzvollste Unheil verwandelt!

Don Clemente kam und begrüßte mich.

„Gott hat's gewollt", sagte er mild, „er hat seine Macht dargethan, wider die der Menschen Kunst und Kraft ein eitel Spielwerk ist. Gott wollte die Sünde der Mutter heimsuchen an diesem ihrem Sohne und schlug ihn mit gnädiger Strafe, denn dessen Herz war still und zufrieden in seiner Blindheit; und ein Mensch empörte sich wider den allmächtigen Willen und rang mit ihm — und siehe, dreimal schwerer hat Gott nun das Kind der Sünde geschlagen, denn sein Herz ist zerrissen und zerschmettert von Reue und unsäglichem Leid, er ist sehend und wissend und namenlos elend geworden. Sie aber, dies liebliche Kind, hat des Herrn Gnade nun wiederum geborgen und ihrem Gram entrückt: wie nächtlich blühende Blumen vor dem Tag hat ihre Seele sich zugeschlossen vor blendendem Licht. O Süße, möge Deine Seele den leichten Kinderschlaf so weiter schlummern, der sie jetzt bedeckt! Vergönnt ihr dieser Blindheit leises Glück; sie störet Niemand, und Niemand störe sie: sie macht noch Kinder glücklich mit leiser Hand; und gern mag ihr schlichtes Lied als ein Schlummerlied der irdischen Mühsal müde Herzen erquicken, wenn die Nachbarn Abends vom Feld und schwerer Arbeit heimkehren. Möge sie leben in dem sorglosen Frieden dieser Blindheit, denn auch Ihr, Herr, werdet nicht zum andernmal eingreifen wollen in die unerforschlichen Rathschlüsse des göttlichen Willens!"

Wie im Traum hatte ich den Worten des

wunderſamen Greiſes zugehört, mir war, als vernähme ich ein fremdartig ſchönes, einſchläferndes Lied aus ſeinem feierlichen Munde — aber nun auf einmal wachte ich auf, gewaltſam ſchüttelte ich den Zauber dieſes Mannes und ſeiner Rede von mir und mit feſtem Entſchluſſe rief ich aus:

„Nein, Don Clemente, noch beuge ich mich nicht vor dem trüben Schlage des Schickſals, des blind waltenden; noch will ich zum andernmal und wieder und wieder eingreifen und ringen — nicht gegen den göttlichen Willen, wie Ihr ſagt, ſondern gegen die dunklen Mächte, die geheimnißvoll in des Menſchen Seele verborgen wohnen und wühlen und ſie in Wirrniß und Unheil zu leiten vermögen: aber ich will ſie bekämpfen, dieſe dunklen Mächte, ſo lange es noch einen Schimmer der Hoffnung gibt, und ich will verſuchen, ob nicht dennoch der klare Geiſt des freien Menſchenwillens uns auch hier zum Siege und zum Glücke führen kann.

Checco, Euch frage ich jetzt, denn bei Euch ſteht die letzte Entſcheidung, wollt Ihr mir Euer unglückliches Weib anvertrauen, daß ich ſie mit mir nehme nach Neapel und verſuche, ob es der ärztlichen Kunſt gegeben iſt, ihren armen zerrütteten Geiſt zu heilen und zur alten Klarheit zurück zu führen?“

Da ergriff der Jüngling freudig meine Hand und ſagte: „Herr, in allem, was Ihr thut, will ich zu Euch ſtehen und Euch vertrauen, ſo lange Ihr ſelbſt noch Hoffnung habt. Aber Ihr dürft

mich nicht von ihr trennen, ich will mit Euch hinübergehen nach Neapel und bei ihr bleiben und bei Euch, bis sie wieder heimkehren und mit mir ein neues Leben hier beginnen kann."

Nach diesen Worten beugte er sich still vor Don Clemente nieder, küßte ihm demüthig die Hand und trat dann ruhig und fest an die Seite seines Weibes.

Don Clemente aber blickte düster und traurig auf ihn herab, schüttelte langsam das schöne Greisenhaupt und wandelte nach ernstem Abschiedsgruß seinen Weg zurück.

* * *

Nach einigen Monaten war mir die hohe Freude beschieden, meine beiden Schützlinge als ein gesundes und beglücktes Paar in ihre schöne Heimath zurückzugeleiten. Ja, ich durfte mit stolzer Lust auf sie blicken, wie ich sie da vor mir Hand in Hand, mit einander flüsternd und meiner fast vergessen, den prächtigen Weg nach Anacapri hinaufwandeln sah. War es doch rasch und glücklich gelungen, Carmelas getrübten Geist zu gesunder Frische zurückzurufen, und war doch das Ziel erreicht, diese beiden guten Herzen der fesselnden Macht eines dunkeln Wahnglaubens abzuringen und zu schöner Menschlichkeit zu befreien.

Denn wie anders kehrten sie zurück, als ich sie damals zuerst gefunden! Aus zufriedener Unwissenheit waren sie aufgewacht zu vollem, freudigem

Leben, ſtatt der kindlich gemächlichen Zuneigung vereinte ſich die feurigſte und lieblichſte Gattenliebe; Glück ſprach aus den reinen Zügen des voller nur und reizender erblühten jungen Weibes und Glück aus den herrlich ſtrahlenden Augen des trefflichen Jünglings. Der Wackere hatte aber in der ſchweren Prüfungszeit des Harrens und Bangens nicht nur ein treu und tapfer duldendes Herz bewährt, ſondern lernte auch Augen, Arme und Kopf redlich gebrauchen, und durfte nun, von Jugend, Geſundheit und Freude verklärt, nicht weiter nach dem eitlen Ruhme verlangen, mit Wahrheit ein ſchöner Checco zu heißen.

„O mein Checco!“ ſagte Carmela, indem ſie plötzlich mitten auf dem Wege ſtehen blieb, den Arm um ſeinen Nacken ſchlang und bewundernd in die ſtrahlende Landſchaft hinausblickte, „mir iſt, als hätte ich mit Dir zugleich neue Augen bekommen, und als wäre Alles in der Welt viel, viel ſchöner und beſſer geworden, ſeit Du es mit mir ſehen kannſt! Und wie ſchön wird unſer Haus jetzt geworden ſein, oder wie ſchön wollen wir es machen, nun wir beide zuſammen dafür arbeiten können! O, Checco, ſieh nur, wahrhaftig, meine Augen ſind ganz anders geworden, ich ſehe hundert Dinge, von denen ich früher nie etwas wußte, ich glaube aber, das kommt nur davon, daß ich nun weiß, ich könnte auch Dir das alles zeigen, wenn ich wollte. Ich will's aber gar nicht,“ ſetzte ſie lachend hinzu, „es würde mir ja doch zu nichts

nützen, Du thust doch ewig nichts als nur immer mir selber ins Gesicht sehen; ich werde es mir noch schwarz färben müssen, damit Du endlich auch einmal etwas Vernünftiges anzublicken Zeit findest!"

„Ach, weißt Du, Carmela," erwiderte er treuherzig und ernsthaft, „es ist ja gar nicht, weil ich Dich so schön finde, es ist mir nur so wunderlich und unbegreiflich, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ich Dich nicht sehen konnte, denn es scheint mir nun, als wärst Du mir damals ganz fremd gewesen, obgleich Du täglich um mich warst. Und das ist ganz gewiß, ich habe seitdem ein neues Herz bekommen, denn nie habe ich früher gewußt, daß man einen Menschen so lieb haben und davon so unendlich glücklich sein kann." —

Als wir die Höhe von Anacapri erreichten, klang uns Glockengeläute entgegen, und ein ungewöhnliches Leben schien in dem Städtchen zu herrschen, als ob man die heimkehrenden Glücklichen bewillkommnen wollte.

Aber es hatte freilich eine andere Ursache; bald erfuhren wir's: Don Clemente war gestorben. Seine Leiche ward eben zur Kirche übergeführt und in dem heiligen Raume ausgestellt.

Dort sahen wir ihn. Palmenzweige deckten seine Brust und wölbten sich über seinem Haupte. Die bleichen, edlen Züge waren erfüllt von herrlichem Frieden und wunderbarer Milde, seine Lippen mit ihrem leisen Lächeln schienen zu verrathen, sein letztes Wort sei ein freundlicher Segen

gewesen. Mir war, als spräche er auch jetzt noch seinen Segen über das junge genesene Paar; und so schloß ich hier im Stillen mit ihm nach ehrlichem Kampf meinen Frieden.

Aus der Kirche gingen wir mitsammen zu dem kleinen Friedhof am Bergesfuß und traten vor das Grab der armen Teresina, Checcos Mutter. Durch die ernsten Wipfel der dichtschattenden Bäume schimmerte goldig der köstliche Sonnenschein; und während die Beiden knieten und beteten, klang in meinem Herzen freudig das hoffnungshelle Dichterwort:

Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Ein käufliches Herz.

Oben auf Capo di Monte, da wo die hohe Felsentreppe von Anacapri ihren Gipfelpunkt erreicht und die herrlichste Rundsicht auf den Golf und seine lichtprangenden Gestade gewährt, stand eine lebhaft bewegte Gruppe von Frauen und Mädchen und blickte hinaus auf die sonnbeglänzte Fluth. Doch augenscheinlich war es nicht die ausgebreitete Fülle lachender Schönheit, die ihre Aufmerksamkeit gefesselt hielt. Weder das gesättigte Spiel der Farben noch die zarte plastische Zeichnung der fernen Berge, noch selbst die stille dunkle Wolke über dem Haupte des Vesuv rief das geringste Zeichen von Theilnahme hervor: vielmehr richteten sich alle Blicke gleichmäßig auf ein paar kleine schwarze Punkte auf dem Wasser nahe der Festlandsküste bei Massa. Und diese Blicke waren gar nicht heiter wie der blühende Frühling rings umher, sondern allzumal traurig, etliche starr und trocken voll verzweifelter Sehnsucht ins Ferne spähend, andere in reichlichen Thränen den frischen Schmerz hinströmend und lösend.

Denn jene schwarzen Punkte waren die Barken, die ihre Söhne, Brüder und Verlobten hinübertrugen nach Tor del Greco und von dort auf eines

ganzen Sommers Länge an die Heidenküsten Afrikas zum Korallenfischen.

Nur die hübsche Anarella zeigte wenig von dem leidenschaftlichen Schmerz ihrer Gefährtinnen, in ihren großen Augen lag mehr eine Art Neugier und Verwunderung und, fast schien es, selbst ein gewisses Behagen an der interessanten Neuheit einer so betrübten Lebenslage. Und doch zog dort auch der Jüngling ins Weite, den sie seit gestern ihren Verlobten nannte. Seit gestern; und heute war dieses Ereigniß den anderen Frauen bekannt geworden. So konnte es denn nicht fehlen, daß sich die allgemeine neugierige Theilnahme ihr zuwandte, sobald der erste allerheftigste Abschiedsschmerz sich ein wenig zu beruhigen anfing.

Ihre Freundin Constanziella war die erste, die über den wichtigen Vorgang genauere Nachrichten bei ihr einzog.

„Gestern?“ fragte sie, indes ihre Thränen noch leise nachrieselten wie die letzten zerstreuten Tropfen eines abziehenden Regenwetters.

„Ja, gestern Abend ist er gekommen.“

„Woher kannte er Dich? Er wohnt doch so einsam in seinem Olivengarten mit seinem kranken Vater und hat sich niemals viel um uns gekümmert. Wer wußte beim Tanzen von Francesco Carpucci? Oder fehlte er nur, weil er Dich besucht hat?“

Anarella erröthete ein wenig. „Nein,“ sagte sie, „er war nie bei uns als gestern. Ich habe ihn zuerst besucht.“ Hierbei lachte sie höchst übermüthig.

„Du?“ fragte die Freundin und machte ein tugendhaftes Gesicht.

„Ja, ich. Aber er war gar nicht zu Hause. Ich wollt' ihm auch nur seinen Vater bringen.“

„War ihm der fortgelaufen?“

„Nein, aber hingefallen. Ich fand ihn am Wege, und weil er sich den Fuß zerstoßen hatte und stöhnte, half ich ihm auf, lehnte ihn auf meine Schulter und führte ihn nach Hause. Und da blieb ich bei ihm und kühlte ihm den Fuß, bis ich Francesco kommen hörte.“

„Und dann?“

„Dann lief ich fort und versteckte mich, bis er drin war.“

„Aber warum? Es war doch nichts Böses, das Du gethan hattest.“

„Nein, es war Gutes. Aber ich fürchtete mich vor ihm.“

„Weißt Du, mir würde auch bange sein vor ihm; er hat so dicke Brauen, und seine Augen sehen manchmal so wild aus. Liebst Du ihn?“

„Ich glaube wohl, daß ich ihn lieben werde, wenn ich ihn kennen lerne, er ist nicht arm und auch nicht häßlich.“

„Du hast ihn noch gar nicht kennen gelernt?“

„Nein, bloß daß er seit jenem Tage oft bei uns Abends vorbeiging, während ich vor der Thür spann und sang. Und wenn er kam, sprang ich ins Haus und versteckte mich.“

„Und darum will er Dich heirathen?“

„Ja, er hat's gesagt, er hätte mich gern; ob ich den Sommer durch auf ihn warten wollte, fragte er. Und ich fürchte mich so vor ihm, daß ich ja sagte, denn ich weiß wahrhaftig nicht, was er gethan, wenn ich ihn hätte fortschicken wollen.“

„Nun, todtschlagen konnte er Dich doch nicht gleich. Aber mochtest Du ihn auch küssen?“

„O ja, einmal, als Versprechen der Treue, und da fürchtete ich mich am wenigsten.“

„Dann wirst Du ihn auch lieben können, wenn er wiederkommt,“ versicherte Constanziella weise; „aber ich hätte doch lieber gewartet und um Bedenkzeit gebeten, bis die Liebe gekommen wäre — oder vielleicht auch ein Anderer. Du bist doch sehr hübsch.“

„Ja. Aber meine Mutter ist so arm.“

„Die Mariuccia Guida von Nieder-Capri ist auch nicht reicher, und die bekommt doch einen vornehmen Herrn Engländer. Und das hättest Du auch haben können.“

„Warum hast Du denn nicht auf einen Engländer gewartet?“

„Weil ich meinen Carluccio liebe.“

„Ich will aber den Francesco auch lieben! Und dann kenne ich auch gar keinen fremden Signore.“

„Närrin; wenn Du Dich immer versteckst, sobald einer vorbeikommt! Liegt Euer Haus nicht grade am Wege zum Monte Solaro? Wenn Du

klug gewesen wärest und Dich nur hättest einmal sehen lassen und vielleicht ein wenig gesungen hättest — sie sind ja alle wie die Narren hinter uns her, diese armen Fremden. Mich hat noch im letzten Herbst einer mit aller Gewalt abmalen wollen. Er war aber so häßlich, daß ich mich nicht dazu hergegeben habe."

„Und ich will gar keinen Engländer und keinen Maler. Und übrigens ist Francesco ebenso gut wie Dein Carlo, das kannst Du mir glauben."

„Du siehst schon wieder aus, als wenn Du gleich stoßen wolltest," lachte die Freundin, und wirklich hatten die großen trotzigen Augen der kleinen Anarella und die über die niedrige Stirn vorstrebenden prächtig schwellenden Haare etwas anmuthig Zorniges an sich.

Die spöttische Bemerkung hatte aber durchaus nicht den Erfolg, Anarella etwa milder zu stimmen, sondern sie kehrte sich ärgerlich zur Seite; und da sie sich auch am Abschiedsschmerz genügend gesättigt hatte, so trennte sie sich von den trauernden Frauen und schlug einsam und nachdenklich den Weg durch das friedliche Städtchen nach ihrem Hause ein, indem sie, zwischen weißen Gartenmauern wandernd, gelassen etliche getrocknete Feigen verzehrte, die ihr der liebende Francesco hinterlassen hatte. Denn die köstlicheren Brautgeschenke waren noch im afrikanischen Meere oder auch in den Kaufläden Neapels verborgen.

* * *

Von diesem Tage an harrte Anarella mit großer Geduld ohne jegliche Selbstqual unnöthiger Sehnsucht ihres fernen Verlobten. Mit hitziger Eile schritt der üppige Frühling vorwärts, höher und höher stieg die Sonne, immer länger und heißer wurden die Tage und in nie mehr umwölkter stählerner Klarheit spannte sich der blendende Himmel über der schräggeneigten, gluthumzitterten Ebene von Anacapri. In rascher Folge reiften die Früchte des Feldes und der Bäume, die Feigen und das andere seltenere Obst wurden geschüttelt, die zarten Gemüse gebrochen, die Aehren geschnitten, die süßen Cactusfeigen gepflückt, endlich begann auch die Traube an den hangenden Ranken zu reifen, nur Citronen und Orangen konnten noch nichts als grüne harte Küglein aufweisen, und mit ihnen harrten die Oliven des Spätwinters, den Menschen den alljährlichen köstlichen Tribut zu entrichten.

Das waren die einzigen Abwechselungen des stillen sommerlichen Lebens; einen Tag wie den anderen stand Anarella, die verlassene Braut, vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang an ihrem Webstuhl und webte buntschillernde Tücher aus den glänzenden Seidenfäden, die ihre Mutter neben ihr auf der ruhelosen Spindel spann. Und dazu sang sie und freute sich ihres Lebens, denn sie wußte noch nicht, daß es Menschen gibt, die auch ohne Arbeit und Mühseligkeit glücklich zu sein vermögen. Und wenn der Abend kam und mit ihm leise Kühlung und Ruhe, da saß sie vor ihrer Thür und

sang nun in den Sternendämmer oder den tageshellen Mondschein hinaus und sang sich leicht alle Sorge und Sehnsucht aus der Seele. Wenn sie aber Jemand nach Francesco Carpucci fragte, dann erschrak sie wohl ein wenig und erinnerte sich eine Zeit lang ihrer bräutlichen Pflicht, an ihn zu denken und sich nach ihm zu sehnen; denn sie schämte sich ihrer Nachlässigkeit, weil sie wußte, daß Constanziella sich mit dem vorrückenden Sommer immer heftiger in zärtlich sehnendem Leid verzehrte, und das mußte wohl das Richtige sein. War doch kein Zweifel, daß Jene ihren Carluccio von Herzen lieb hatte. Aber lange hielten solche reuevollen Stimmungen niemals Stand, ihre lustigen Liedchen vertrugen sich nicht damit, und andere hatte sie nimmer lernen mögen.

Auch um den alten Giuseppe, ihren künftigen Schwiegervater, sorgte sie sich nicht viel. Zuweilen machte sie ihm auf Befehl ihrer Mutter einen schüchternen Besuch, war aber allemal froh, wenn sie ihre Freiheit wieder gewonnen hatte. Der Alte hatte ja eine brave alte Frauensperson zu seiner Bedienung und stand in guter Pflege.

Endlich war die dauernde Gluth des Sommers gebrochen, die ersten Regen fielen, Felder und Gärten athmeten auf, und fröhlich schritt als ein anderer Frühling der goldene Herbst ins Land. Und mit ihm kam die lärmende Schar der nordischen Zugvögel über die Alpen gezogen, nicht nur die kleinen singenden und fliegenden, sondern auch

die großen, rauhsprechenden, dampfreisenden Signori mit den rothen und braunen Büchern und den gespickten Geldbeuteln. Da erhielt auch der alte kahlköpfige Monte Solaro wieder geziemenden Besuch und Huldigung von ehrfürchtigen Bewunderern, und da verdiente sich das kluge Städtchen Anacapri von den Durchziehenden manche gute Lira für seinen aufmerksam credenzten feurigen Capri bianco e rosso.

Nun geschah es in diesem Herbste zum ersten Mal, daß die hübsche Anarella nicht mehr davonlief und sich nicht mehr versteckte, wenn ein wohlgekleideter Engländer an ihrem Häuschen vorüberpilgerte. Und weil sie wirklich sehr hübsch war und überdies prächtig singen konnte, so dauerte es gar nicht lange, da war sie von den Fremden „entdeckt" worden; unten in Capri verbreitete sich in den Hotels die Kunde von der bella Anarella, der neuen „Perle von Anacapri", und bald erkannte ihre welterfahrene Mutter, daß es weise gehandelt wäre, neben der Weberei einen kleinen Weinschank einzurichten, und daß es dem Aufblühen des jungen Geschäftes keinen Eintrag thun würde, wenn sie die Flasche um einige Soldi theurer verkaufte als andere minder von der Natur begünstigte Schenken.

Und der Lohn der Klugheit blieb nicht fern; nicht leicht versäumte ein bergbesteigender Signore hier einzukehren und sich zu dem steilen Aufstieg zu stärken oder von demselben zu erholen; immer

größere Einkäufe mußten gemacht, Tische und Stühle geborgt und unter dem Weingange zwischen den weißen Säulen aufgestellt werden, und Tag für Tag wimmelte es da von fröhlichen Zechern, die nicht müde wurden, das trauliche Plätzchen und den idyllischen Frieden des Hauses zu preisen und das Glück der Einfachheit und die selige Ruhe des Genügens an den unverbildeten und naiven Bewohnern und nicht am wenigsten an der kleinen leichtherzigen Anarella zu bewundern. Und daß sie für so ungemein gehäufte Genüsse sich auch mit gehäufter Zahlung erkenntlich zeigen mußten, war nur gerecht und billig.

Einer der ersten Pilger zu dem neuen Wallfahrtsort war Signor Giorgio gewesen — seinen englischen Namen konnte Anarella natürlich nicht behalten, aber ein Begleiter desselben lehrte sie, ihn Mylord anzureden, und da sie das mit seltener Grazie auszusprechen verstand, so hatte ihn diese Bekundung eines erstaunlichen Sprachtalents so mächtig angeregt, daß er fortan Tag für Tag auf einem wackeren Esel heraufgeritten kam und in der romantischen Schenke Rast hielt, ohne sich jemals zum Weiterklimmen auf den Monte Solaro zu entschließen.

Er war jung, hübsch und liebenswürdig, das konnte ihm nicht bestritten werden, und auch Anarella bestritt es nicht, sondern unterhielt sich gern mit ihm, wenn sie ihm seinen Wein gebracht hatte. Es war so bequem und vertraulich mit ihm

zu verkehren, er nahm es gar nicht einmal übel, wenn sie über seine drollige Aussprache lachte, er lachte sogar selbst mit und bemühte sich dann doch, es besser zu machen: und das gab ihr als seiner Lehrerin schnell ein gewisses erquickendes Gefühl geistiger Ueberlegenheit. Und dazu sah er all' ihrem Thun mit einer so unverhohlenen Bewunderung und so ehrlichem Entzücken zu, daß schwerlich ein Mädchenherz sich dem Gefühl einer heimlichen Auferbauung hätte entziehen können. Vor Allem aber wußte er so angenehm zu fragen und nahm so rührenden Antheil an ihren Schicksalen und ihrer Lebensweise; er erkundigte sich nach Allem und ließ sich Alles zeigen: die kleinen in der Mitte leicht gewölbten Zimmer, den Webstuhl und den Maulbeergarten und das Dach mit den Blumentöpfen darauf, — und Alles bewunderte er, selbst die Aermlichkeit und Einförmigkeit ihres Lebens und das unglaublich wenige Geld, das sie für ihre Bedürfnisse verausgabte. Kurzum, sie wurde so gemüthlich vertraut mit dem vornehmen Mylord, wie sie es mit ihrem Landsmann Francesco gar nicht gewagt hätte.

Un eines Tages, da er mit ihr den üblichen Rundgang gemacht hatte und sie nun die Aussicht genießend, auf dem Dache standen, fragte er ganz schüchtern und ernsthaft:

„Möchtest Du nicht lieber in einem großen Hause mit prächtigen Zimmern voll vergoldeter Spiegel und bunter Teppiche wohnen? Möchtest

Du wohl in schönen Kleidern einhergehen und in einem gepolsterten Wagen mit zwei Pferden fahren und Dich von Dienern und Mägden bedienen lassen, statt selbst immerfort zu arbeiten?"

Anarella konnte durchaus nicht leugnen, daß sie in der That diese bescheidenen Wünsche von ganzem Herzen hege und sich ohne Schmerzen von ihren vielen Arbeiten trennen würde. Vor Allem leuchtete ihr der zweispännige Wagen als der Gipfel irdischer Glückseligkeit ein, denn es waren ihr wohl schon Esel und selbst hier und da ein Pferdchen zu Gesicht gekommen, aber noch niemals ein Wagen, in welchen Menschen gefahren werden können.

„Ich könnte Dir das Alles verschaffen," fuhr er fort, „denn ich besitze Geld genug dazu. Wenn Du mit mir nach England kommen wolltest, so solltest Du Alles haben, was Du Dir wünschen magst."

Anarella sah ihm forschend und etwas mißtrauisch ins Gesicht, und ihr Köpfchen mit den aufschwellenden Haaren nahm wieder jene leise Senkung nach vorn an, daß Constanziella behauptet hätte, sie wolle stoßen.

„Ist das Euer Ernst?" fragte sie endlich halb neugierig, halb trotzig.

„Wahrhaftig, mein Ernst," versicherte Mylord.

„So wollt Ihr mich also heirathen?"

„Ja, das will ich, Anarella."

„Aber ich bin arm und habe gar nichts gelernt."

zu verkehren, er nahm es gar nicht einmal übel, wenn sie über seine drollige Aussprache lachte, er lachte sogar selbst mit und bemühte sich dann doch, es besser zu machen: und das gab ihr als seiner Lehrerin schnell ein gewisses erquickendes Gefühl geistiger Ueberlegenheit. Und dazu sah er all' ihrem Thun mit einer so unverhohlenen Bewunderung und so ehrlichem Entzücken zu, daß schwerlich ein Mädchenherz sich dem Gefühl einer heimlichen Auferbauung hätte entziehen können. Vor Allem aber wußte er so angenehm zu fragen und nahm so rührenden Antheil an ihren Schicksalen und ihrer Lebensweise; er erkundigte sich nach Allem und ließ sich Alles zeigen: die kleinen in der Mitte leicht gewölbten Zimmer, den Webstuhl und den Maulbeergarten und das Dach mit den Blumentöpfen darauf, — und Alles bewunderte er, selbst die Aermlichkeit und Einförmigkeit ihres Lebens und das unglaublich wenige Geld, das sie für ihre Bedürfnisse verausgabte. Kurzum, sie wurde so gemüthlich vertraut mit dem vornehmen Mylord, wie sie es mit ihrem Landsmann Francesco gar nicht gewagt hätte.

Un eines Tages, da er mit ihr den üblichen Rundgang gemacht hatte und sie nun die Aussicht genießend, auf dem Dache standen, fragte er ganz schüchtern und ernsthaft:

„Möchtest Du nicht lieber in einem großen Hause mit prächtigen Zimmern voll vergoldeter Spiegel und bunter Teppiche wohnen? Möchtest

Du wohl in schönen Kleidern einhergehen und in einem gepolsterten Wagen mit zwei Pferden fahren und Dich von Dienern und Mägden bedienen lassen, statt selbst immerfort zu arbeiten?"

Anarella konnte durchaus nicht leugnen, daß sie in der That diese bescheidenen Wünsche von ganzem Herzen hegte und sich ohne Schmerzen von ihren vielen Arbeiten trennen würde. Vor Allem leuchtete ihr der zweispännige Wagen als der Gipfel irdischer Glückseligkeit ein, denn es waren ihr wohl schon Esel und selbst hier und da ein Pferdchen zu Gesicht gekommen, aber noch niemals ein Wagen, in welchem Menschen gefahren werden können.

„Ich könnte Dir das Alles verschaffen," fuhr er fort, „denn ich besitze Geld genug dazu. Wenn Du mit mir nach England kommen wolltest, so solltest Du Alles haben, was Du Dir wünschen magst."

Anarella sah ihm forschend und etwas mißtrauisch ins Gesicht, und ihr Köpfchen mit den aufschwellenden Haaren nahm wieder jene leise Senkung nach vorn an, daß Constanziella behauptet hätte, sie wolle stoßen.

„Ist das Euer Ernst?" fragte sie endlich halb neugierig, halb trotzig.

„Wahrhaftig, mein Ernst," versicherte Mylord.

„So wollt Ihr mich also heirathen?"

„Ja, das will ich, Anarella."

„Aber ich bin arm und habe gar nichts gelernt."

„Du kannst doch lesen und schreiben?"

„Ein bißchen, ja."

„Dann kannst Du alles Andere auch lernen. Ich schicke Dich nach Neapel in ein Institut, wie mein Freund Johnson die Mariuccia."

„Aber Ihr seid doch gewiß Protestant, und ich bin Christin. Der Pfarrer wird uns nicht trauen."

„So thut es der Bürgermeister ohne ihn."

„Nein, das geht nicht. Es liegt dann kein Segen darin."

„So lassen wir uns vom Papste Dispens geben."

„Der ist sehr theuer."

„Ich werde ihn bezahlen."

„Aber . . ." Anarella machte auf einmal ein sehr weinerliches Gesicht.

„Du willst doch nicht?"

„Ich möchte wohl gern, aber . . ." Die ersten Thränen fingen an, sich aus den großen Augen zu lösen, und sie war ganz roth geworden.

„Was ist Dir, mein gutes Kind?" fragte er ängstlich und suchte leise den Arm um ihre Hüfte zu legen.

„Ich habe ja schon einen Verlobten!" rief sie, mit Heftigkeit zurücktretend, aus und sah den armen Signore so ärgerlich an, als ob er eigentlich daran schuld wäre.

Allerdings überraschte ihn diese Nachricht sehr unangenehm, und er stand eine Weile recht ver-

dutzt vor ihr. Doch er wußte sich zu fassen. „Er ist arm?“ fragte er.

„Ja“, erwiderte sie nach einigem Besinnen, „wir sind hier zu Lande ja Alle arm.“

„Ich werde ihn reich machen; dann wird er mir seine Ansprüche abtreten.“

Dieser Vorschlag versetzte Anarella augenblicklich in die vollkommenste Heiterkeit. „Ihr wollt mich ihm abkaufen!“ rief sie fröhlich lachend, „das ist ein sehr guter Gedanke, und Ihr müßt nicht böse sein, daß ich lache, aber es ist so sonderbar.“ Und dann fühlte sie sich augenscheinlich in ihrer Würde beträchtlich gehoben, da sie ein so begehrter Werthgegenstand geworden war. Aber sie fing trotzdem immer von Neuem an zu lachen.

Der glückliche und über eine so reine Naivetät hochentzückte Bewerber wollte sie umfangen und küssen, doch sie mochte nicht, entschlüpfte ihm und rief, rasch vom Dache hinabsteigend: „Wenn wir verheirathet sind! Ihr müßt auch erst mit meiner Mutter sprechen!“

So ward die neue Verlobung geschlossen. Denn es ist selbstverständlich, daß die gute Mutter gegen einen so reichen und so vornehmen Eidam nicht das Geringste einzuwenden hatte.

* * *

Wieder standen die Frauen und Mädchen auf Capo di Monte und schauten zum Meere hernieder;

wieder leuchtete die Sonne und strahlte der Himmel und die klare Fluth in lieblichster Bläue; aber diesmal stand der Sonnenschein auch in den feurigen Augen, und klar und fröhlich waren die Herzen. Denn die Barken dort unten glitten näher und näher, längst lag Massa hinter ihnen, schon waren sie unter dem Schutz von Capri, und man sah, wie die Segel eingezogen und die Ruder gerührt wurden. Jetzt war es Zeit, hinabzusteigen, um die Heimkehrenden schon unten an der Marina empfangen zu können. Und so eilten die glücklichen Weiber abwärts, singend und scherzend gleich einem Schwarm buntfarbiger Vögel am schroffen Felsen niederflatternd.

Eine blieb oben zurück, Anarella, und blickte auch immerfort nach den Barken, bis sie anlegten und die Männer ans Land kamen. Es war ihr aber, als könnte sie trotz der gewaltigen Höhe das Jauchzen und Grüßen und all' das Freudengeschrei dort unten hören, und da zuckte sie scheu zusammen und machte sich hastigen Ganges auf den Weg nach Hause. Und wenn sie heute trockene Feigen gehabt hätte, die Seelenruhe fehlte ihr doch, sie zu verzehren.

Mylord saß idyllisch unterm Weinlaub und trank seinen Capri bianco; doch Anarella machte einen Umweg, kam von hinten ins Haus und versteckte sich in ihrer Kammer. Allerdings ließ sie einen tüchtigen Spalt übrig, als sie die Thür zu dem großen Mittelzimmer anlehnte; und so konnte

sie dieses und den nächsten Theil des anstoßenden Laubenganges bequem übersehen. Denn immerhin mußte sie doch wissen, wie die Dinge sich gestalten würden.

Eine gute halbe Stunde mochte sie einsam gelauert haben, als ihr Herz heftig zu pochen begann; sie hatte einen nahenden Schritt vernommen, der ihr bekannt vorkam, obgleich sie ihn noch nicht oft gehört hatte. Jetzt kam es die paar Stufen vom Gärtchen herauf, und Francesco Carpuccio stand in der Stube, erhitzt und athemlos vom sehnsüchtigen Lauf, und blickte suchend umher.

„Anarella!“ rief er leise, wie bittend, und die Gerufene zitterte in ihrem Versteck an allen Gliedern. Aber sie meldete sich nicht, und Francesco wandte sich plötzlich wieder dem Eingang zu. Denn vom Garten her klangen Stimmen; es war Mylord und Anarella's Mutter. Doch die letztere schlüpfte vor dem Hause seitab, und der junge Engländer kam allein die Stufen herauf. Er begrüßte den heimgekehrten Korallenfischer wohlwollend und milde, und dieser dankte mit geziemender Ehrerbietung. Die darauf folgende Unterhandlung vollzog sich mit überraschender, ja verwirrender Präcision. Was die beiden Männer redeten, konnte Anarella nicht hören, aber sie sah, wie nach Verlauf kaum einer Minute Francesco eine einzige kurze, feste Bewegung machte und mit dieser zum Erstaunen gleichzeitig Mylord die Stufen hernieder in großem Bogen rücklings in den Garten flog.

Solche Behandlung hatte er gewiß nicht verdient, denn sein Auftreten war durchweg artig und höflich gewesen; und somit hätte Anarella ihn ob des harten Falles, den er um ihretwillen duldete, wohl bemitleiden sollen. Auch fühlte sie diese Pflicht und nahm sich in Gedanken ernsthaft zusammen; aber es half ihr nicht, sie konnte und konnte nicht anders als hell auflachen, der Anblick war nun einmal unwiderstehlich komisch, wie er so federleicht hinausgeschwungen ward und nun auf dem weichen, lockeren Boden lag und zappelte und nur mühsam auf die Füße kommen konnte. Und dann stand er und klopfte sich sorgfältig die Kleider aus, bis er endlich mit einer unsicher drohenden Gebärde wieder vorwärts blickte.

Was konnte er und was konnte sie dafür, daß das Alles so wunderlich lächerlich aussah? Sie durfte aber vielleicht daran erkennen, daß ihr die Liebe zu ihm noch nicht sehr tief in die Seele gedrungen war.

Noch während ihres Lachens blickte sie auf den gewaltthätigen Francesco, und sie verwunderte sich, wie anmuthig und schön er war in seiner siegreichen Kraft und seiner gelassenen und doch noch stilldrohenden Haltung. Seine Augen blitzten und funkelten so wild und zornig wie noch nie zuvor, und dennoch fürchtete sich Anarella nicht im mindesten mehr vor ihm; im Gegentheil, sie fühlte sich seltsam sicher und geborgen, als ob er gekommen wäre, sie vor einem Beleidiger zu schützen und nicht etwa

ihren begünstigten Anbeter zu vertreiben. Sie hatte eine Ahnung, daß er mit dieser einen unhöflichen Handbewegung eine viel reichere Zahlung für ihren Besitz geleistet hatte, als die Kaufsumme des gesitteten Signore betrug. Und darum war sie stolz auf ihn und betrachtete seine schlanke Gestalt mit doppeltem Wohlgefallen.

Hatte Mylord vielleicht eine ähnliche Ahnung? Oder schien es ihm nur überhaupt seiner unwürdig, sich auf eine bäuerische Rauferei einzulassen? Jedenfalls verschwand er aus dem Garten, ohne seine jüngeren Ansprüche auf das schöne Mädchen mündlich oder thätlich weiter geltend zu machen.

Da trat Anarella zutraulich aus ihrem Versteck hervor. Ohne Furcht schritt sie auf Francesco zu, streckte ihm treuherzig die Hand entgegen und sagte demüthig: „Verzeih' mir, Francesco. Er hatte mich ganz bethört; aber es ist mir nun viel lieber so."

„Was ist Dir lieber?" versetzte er rauh, ohne ihre Hand zu ergreifen.

„Daß ich nun doch Dein werde. Es ist mir ganz gleichgültig, ob er reicher und vornehmer ist als Du. Du bist doch mehr werth als er."

Sie sagte es leise und mit gesenkten Blicken. Jetzt schaute sie herzlich zu ihm auf — aber erschrocken fuhr sie zurück; er maß sie mit so unsäglich verächtlichen und bitter abweisenden Mienen, daß sie ganz die Fassung verlor und in dumpfer Betäubung vor ihm verstummte.

Nach einer langen, quälenden Pause lachte er endlich grell und schneidend auf und rief mit zornbebender Stimme:

„Glaubst Du etwa gar, daß ich Dich noch nehmen werde, alberne Dirne? Wenn Du Deine Liebhaber wechseln kannst wie die Kleider — ich will Deine Liebe nicht geschenkt haben, die Du einmal verkaufteſt. Was verkäuflich ist, gehört dem, der am meisten bieten kann. Lauf' hin zu Deinem feigen Bürschchen, ihm gehörst Du, er hat Dich gekauft. Ich will nichts mehr von Dir wissen in alle Ewigkeit. Aber wehe Dir und ihm, wenn meine Augen Dich je in seiner Gesellschaft erblicken!"

Vielleicht fühlte Anarella etwas von dem heimlichen Widerspruch, in welchem die letzten drohenden Worte zu der kaltherzigen Verzichtleistung standen, und schöpfte daraus die leise Hoffnung, ihn doch noch zu versöhnen. Sie stand und hielt beide Hände flehend gegen ihn ausgestreckt, und ihre Augen waren voll Thränen. „O Francesco!" sagte sie traurig.

Da stieß er die zitternden Hände hart von sich ab, kehrte sich hastig um und ging.

Anarella blieb allein zurück und regte sich nicht von dem Platz, wo sie stand; aber ihre Hände sanken schwer hernieder, und die Thränen versiegten. Lange überdachte sie den raschen erschütternden Vorgang. Am Ende nickte sie betrübt vor sich hin, faltete die Hände und sagte laut zu sich selber: „Er hat Recht."

Dann trat sie zu ihrem Webestuhl und arbeitete; aber singen konnte sie nicht.

Nach einiger Zeit kam zu ihr ein Knabe und brachte einen kurzen Brief von Signor Giorgio. Dieser bat Anarella, ihm in seinem Hotel unten in Capri eine Zusammenkunft zu gewähren.

Da brauste sie heftig auf, und der arme Junge mußte ihren ungerechten Zorn entgelten. „Ich will gar nichts mehr von ihm wissen, er hat mich unglücklich gemacht, weil er mich gekauft und schmählich entwürdigt hat; und nun verachtet und verschmäht mich mein Liebster um seinetwillen. Sag' ihm, es sei schändlich, wenn ein reicher Mann einem ärmeren sein Mädchen abspenstig machen wolle, und er solle nicht glauben, daß ich mich verkaufen lasse wie eine Waare, selbst wenn Francesco wirklich mit sich darüber reden ließe. Und im Uebrigen sag' dem Signore nur, er soll sich vor Francesco hüten, der ist sehr böse auf ihn, und es wäre nicht gut, wenn er ihn noch einmal zu sehen bekäme. Ich aber will den Engländer auch niemals wiedersehen, denn ich hasse ihn und habe ein gutes Recht dazu, ihn zu hassen."

Mit diesen Worten entließ sie den bestürzten Knaben, der von dem Sinn der absonderlichen Rede gar nichts verstand und sich nur sorgfältig einzelne kräftige Wendungen ins Gedächtniß prägte, sie seinem Auftraggeber zu überbringen.

Nachdem Anarella so nicht nur eine rasche und gründliche Klärung ihrer Ansichten über Würde

und Ehre verkaufbarer Gegenstände dargethan, sondern auch den heimlich nagenden Vorwurf und Zorn wider sich selbst mit bemerkenswerther Gewandtheit auf ein abwesendes Gefäß der Sünde übertragen hatte, fühlte sie sich recht erleichtert im Herzen und faßte den kecken Entschluß, trotz des Vorgefallenen unter allen Umständen an der Liebe zu Francesco festzuhalten, bis sie seinen gerechten Zorn versöhnt und bezwungen haben würde. Und es erschien ihr wohl als die erste Pflicht dieser Liebe, den Haß gegen den bei Seite geschobenen Nebenbuhler künstlich zu möglichst kräftigem Brande zu entflammen:

„Welche Unverschämtheit!“ murmelte sie grollend vor sich hin. „Ich soll zu ihm kommen! Wo ist das Sitte, daß das Mädchen dem Manne nachgeht? Habe ich ihn zuerst gesucht und ihn heirathen wollen? Hat er sich mir nicht aufgedrängt? Und nun verlangt er das von mir? Nein, ein rechter Bräutigam soll zu seiner Braut kommen, sie suchen und holen, nicht umgekehrt!“

Zur Bekräftigung dieser glücklich erkannten Lebensregel verließ sie eilig das Haus, ohne sich vor ihrer Mutter sehen zu lassen, und begab sich geraden Wegs nach der abseits vom Städtchen gelegenen Besitzung des Francesco Carpucci.

Mit großer Befriedigung betrachtete sie innerhalb der hohen Steinmauer die schönen alten Oelbäume und die langen Rebenranken, die sich an ihnen empor und prächtig von Baum zu Baum

schwangen, seitwärts das üppig wuchernde Feld indischer Feigen und rund um das Häuschen herum die stattlich gedeihenden Orangenbäume. Im Hause selbst war freilich gar Mancherlei zu bessern, zu ordnen und zu reinigen; man merkte recht deutlich, daß hier eine Hausfrau nöthig war. Mit liebevoller und eingehender Theilnahme musterte Anarella auch hier alle Geräthe, als hätte sie in ihnen lauter neue Freunde zu begrüßen und zu gewinnen.

Das Haus war leer; doch vor der Hinterpforte fand sie den alten Giuseppe, der, an eine Säule gelehnt, sich friedlich zu sonnen schien. Als sie aber zu ihm trat, zeigte sich, daß er ganz traurig und niedergeschlagen war und wenig erfreut über die glückliche Heimkehr seines Sohnes. Auch verhehlte er nicht, worüber er sich betrübte: Francesco hatte erklärt, er müsse auf lange, lange Zeit die Insel verlassen und werde schon morgen mit dem Marktschiff nach Neapel hinüberfahren. Als nun Anarella sich über die Maßen entsetzte und in heftiges Weinen ausbrach, da versuchte der Alte, sie aufs herzlichste zu trösten und schalt unbarmherzig auf seinen Sohn und dessen sträflichen Wankelmuth und Treulosigkeit, und sie merkte, daß Francesco gar nichts von dem Vorgefallenen gesagt hatte, sondern ruhig und stolz die ganze Schuld auf sich genommen hatte.

Darüber schämte sie sich so, daß sie es nicht mehr bei seinem Vater aushalten konnte, sondern hastigen und trostlosen Abschied von ihm nahm.

Den Hausgeräthen nickte sie beim Durchschreiten nur noch trübselig von Weitem zu, aber ihr Blick fiel zufällig auf ein wackeliges Tischchen in einer Ecke, und darauf lag ausgebreitet ein kostbares, fein gearbeitetes Korallenhalsband und ein Paar große Ohrringe von gediegenem Golde und ein bunt schimmerndes Kopftuch von echter Seide und ein mächtiger silberner Pfeil, durchs Haar zu stecken . . .

Das Alles wäre für sie bestimmt gewesen!

Aber sie wagte nicht, etwas davon zu berühren, sondern schlich mit einem scheuen Seitenblick von dannen.

* * *

Das Marktschiff lag zum Auslaufen bereit an der großen Marina. Mächtige Körbe und schwellende Säcke nahmen den größeren Raum desselben ein, nur im Vordertheil des offenen Schiffes drängten sich auf den schmalen Holzbänken die wenigen Fahrgäste. Unter ihnen saß ein wenig abgesondert Francesco Carpucci und schaute mit weltfeindlicher Miene den Fußboden an, aus dem bei stärkeren Schwankungen des Fahrzeugs das eingedrungene Wasser hervorquoll und die Planken überspülte. Dieses Naturspiel mußte ihn ungemein interessiren; den Mitreisenden gönnte er keinen Blick. Es waren freilich lauter Leute aus Nieder-Capri, die er kaum kennen mochte.

Einmal hob er dennoch den Blick, und gerade

da schwang sich leichten Sprunges ein Mädchen in das Schiff; eine zierliche, schlanke Gestalt, ein braunes, feines Gesichtchen mit großen Augen und trotzig über die Stirn fallendem Haar schwankte vor seinen erstaunten Blicken. Nun ja, das war Anarella.

Doch nur diese schönen schwellenden Haare hatten etwas Trotziges an sich, sonst kam sie ganz still und demüthig heran, grüßte ihn leise, ohne die Augen aufzuschlagen, und setzte sich stumm an seine Seite.

„Wo kommst Du her?“ fragte er so überrascht, daß seine Stimme sogar weniger rauh klang, als sie wohl eigentlich sollte.

„Von Hause,“ erwiderte sie leise.

„Und wohin willst Du?“

„Ich weiß es nicht. Wohin gehst Du?“

„Was geht es Dich an! Wie Du siehst, heute nach Neapel.“

„So gehe ich auch nach Neapel. Ich begleite Dich.“

„Glaubst Du, ich könne meinen Weg nicht allein finden?“

„Ich will Dir nur zeigen, daß ich Dich lieb habe.“

„Mir liegt nichts mehr daran, und ich würde es doch nicht glauben.“

„Vielleicht stößt Dir ein Unglück zu oder eine Krankheit, dann helfe ich Dir und pflege Dich.“

„Und Deine Mutter?“

„Ich mag nicht mehr bei ihr wohnen, sie hat mich nicht vor dem Engländer geschützt. — Aber Dein Vater . . .?“

Francesco antwortete nichts mehr, sondern kehrte sich heftig ab, lehnte sich über Bord und schaute in die Wellen. Und so blieb er auch sitzen, als das Schiff abgestoßen war und in munterer Fahrt auf freiem Wasser schaukelte.

Anarella fuhr zum ersten Mal auf dem Meere und bald ward ihr sehr übel zu Muth von den rollenden Wellen, und in der Krankheit und Schwäche, die sie überfiel, lehnte sie das Köpfchen schwer an seine Schulter. In finsterem Trotzen wandte er sich herum und wollte bei Seite rücken, ihr die Vertraulichkeit zu entziehen; da sah er, ihre Wangen waren bleich und die Augen matt, und so blieb er sitzen, schlug auch seinen weiten Mantel ihr über Haupt und Schultern, obwohl er das Gesicht dabei abkehrte und die Hand ihrer eigenen Verantwortlichkeit überließ. Anarella aber griff unter dem bergenden Mantel schnell nach dieser Hand und drückte einen feurig dankbaren Kuß darauf. Eilig zog er sie nun zurück; aber er hielt sie merkwürdig lange ausgebreitet in die Höhe und betrachtete sie mit nachdenklichen Mienen, als ob irgend eine augenfällige Verwandlung mit ihr vorgegangen wäre. Und doch war für unbefangene Blicke nichts Besonderes daran wahrzunehmen.

Anarella rührte sich nicht mehr und schien eingeschlafen zu sein; Francesco aber saß so still wie

ein Baumstamm und ließ selbst seinen Athem so leise als möglich gehen. Daß sein Herz aber ein bißchen lauter schlug als wohl gewöhnlich, daran war er allerdings unschuldig. Es schien auch Anarella nicht zu stören.

* * *

Nach ungewöhnlich schneller Fahrt landete das Schiff am Molo von Neapel. Francesco lud seinen großen Kasten auf die Schulter und stieg aus, ohne sich umzusehen; Anarella folgte ihm, ihr Bündelchen in der Hand tragend. Sie ging geduldig neben ihm her, und als das Gedränge und Geschrei am Hafen gar zu groß ward, drückte sie sich ängstlich dicht an seine Seite. Da stand er still und blickte streng auf sie nieder.

„Zu wem willst Du nun?" fragte er.

„Wohin Du gehst," versetzte sie kaltblütig.

Er wollte zornig werden, aber es gelang ihm nicht mehr so gut wie früher. Ziemlich gelassen sagte er:

„Ich habe hier eine Base, bei der ich wohnen werde bis morgen. Aber was willst Du dort? Sie kennt Dich nicht."

„Sie wird mich nicht fortjagen, wenn sie aus Anacapri stammt. Ich werde ihr dafür in ihrer Arbeit zur Hand gehen."

„Meinethalben," sagte er, „vielleicht kann sie eine Magd gebrauchen; ihr Mann ist todt, und sie hat viele Kinder."

So gingen sie weiter, durch düstere, schmutzige Gassen, in denen Anarella immer beklommener ums Herz ward, bis sie in ein riesenhohes Haus eintraten und eine endlose Treppe hinaufstiegen, die ihr höher vorkam als die Felsenstiege von Anacapri. Im vierten Stock zog Francesco an einem durch die Thür heraushängenden dünnen Strick, eine heisere Schelle ertönte, begleitet von einem vielstimmigen Kindergeschrei, und eine Frau öffnete, die noch ziemlich jung schien, aber vor der Zeit verfallen, gelb und häßlich. Sie begrüßte ihren Vetter mit einiger lärmenden Freude, aber ohne große Herzlichkeit.

„Hier ist ein Mädchen aus Anacapri," sagte er, „das in der Stadt einen Dienst sucht. Willst Du ihr dazu helfen, oder kannst Du selbst eine Magd brauchen?"

Die Worte schnitten Anarella doch ins Herz, aber sie bezwang tapfer ihre Thränen und sah der Frau gerade ins Auge. Doch die machte ein so sonderbares, halb grinsendes Gesicht, als sie das hübsche, saubere Mädchen sah, und meinte, sie hätte besser gethan, auf ihrer Insel zu bleiben.

„Das habe ich ihr auch gesagt," erwiderte Francesco. Ein flehender Blick aus Anarellas Augen streifte ihn, von dem er mit seltsamer Hast sich abkehrte. Darauf schickte die Frau sie in ein Hinterzimmer zu den Kindern, während sie selbst mit ihrem Vetter zurückblieb.

Da stand das fremde Mädchen in einem

großen, wüsten, unsauberen Gemach, und das Geheul von fünf ungezogenen Kindern umtoste sie. Sie wollte sie freundlich begrüßen und mit ihnen spielen, aber die Kinder sahen so klug und dreist und gewitzt aus, als wenn es gar keine richtigen Kinder wären, und eröffneten die Bekanntschaft sogleich damit, ihr etliche kleine boshafte Streiche zu spielen und ihr namhaft scheußliche Gesichter zu schneiden. Da ließ sie ganz geängstigt von ihnen ab, trat still ans Fenster, blickte in die rauchige Luft der Gasse hinaus und wartete traurig, daß Francesco käme.

Er kam aber nicht, sondern die Frau kehrte allein zurück und sagte kurz:

„Du kannst diese Nacht hier bleiben; er wird sich ein anderes Nachtlager suchen, morgen wollen wir weiter sehen. Er hat mich gebeten, für Dich zu sorgen und womöglich gleich nach Capri zurückzuschicken. Es gefällt Dir hier auch wohl nicht sehr?"

„Nein," sagte sie ehrlich. „Aber wann kommt er wieder?"

Die Frau zuckte die Achseln. „Wer kann wissen, wann der Krieg zu Ende ist?"

Anarella machte erschrockene Augen. „Der Krieg?" fragte sie, „geht er denn in den Krieg?"

„Das weißt Du gar nicht? Gewiß! Er ist zu den Garibaldianern. Und wenn sie unseren schönen König Franz mit Gottes Hülfe zum Teufel gejagt haben werden und mein Vetter inzwischen

nicht todtgeschossen ist, dann wird er vielleicht wohl wiederkommen, wenn er nicht lieber nach Rom mitgeht und mit dem großen Garibaldi dort bleibt."

Anarella war ganz blaß geworden. „Und kommt er denn morgen nicht noch einmal hierher, uns aufzusuchen?" stotterte sie weinerlich.

„Nein, denn er geht morgen in aller Frühe nach Norden zu den Truppen."

„Dann will er wirklich nichts mehr von mir wissen!" seufzte Anarella tonlos und in voller Verzweiflung.

Die Frau lachte. „Du bist wohl gar in ihn verliebt?" fragte sie, und die klugen Kinder jubelten dazu.

„Ja," erwiderte sie, „und wir wollten uns heirathen." Und nun erzählte sie treuherzig die wechselvolle Geschichte ihrer Liebe. Die Frau aber lachte immer noch.

„Ich weiß wahrhaftig nicht," sagte sie, „wer hier der größere Narr ist, Du oder der tolle Francesco. Nun, mit ihm ist nichts mehr anzufangen, der ist fort, und Du bekommst ihn sicherlich nicht wieder. Wenn der nicht will, schleppt ihn keiner zurück. Aber Du hast noch Zeit, Vernunft anzunehmen; wenn ich Dir rathen kann, fahre nur ruhig nach Capri zurück und heirathe Deinen Engländer; und wenn Du dann reich geworden bist, wirst Du wohl auch einmal an eine arme Frau mit fünf hungrigen Kindern in Neapel denken. Oder wenn Du durchaus hier bleiben willst, so

findeſt Du hier auch zehn für einen, wenn nicht gerade Ehemänner, ſo doch ... kurzum den Francesco ſchlage Dir aus dem Sinn, der findet auch draußen andere Mädchen genug."

Die klugen Kinder jauchzten Beifall. Anarella aber war zornig geworden. „Das iſt nicht wahr," rief ſie eifrig, „er wird keine anderen Mädchen ſuchen, denn ich weiß es, er liebt mich doch; wozu brauchte er mir ſonſt ſo grimmig zu zürnen, daß ich einen Anderen nehmen wollte? Und ich weiß auch, was er will: er will mich prüfen und ſehen, ob ich ihm diesmal treu bleibe, auch wenn er fern iſt und ſich ganz verdroſſen ſtellt. Und ich will den Engländer nicht und auch die zehn Männer in Neapel nicht, ich gehe nach Anacapri zurück zum alten Giuſeppe und warte mit ihm, bis Francesco wiederkommt. Er muß ja kommen; ſie ſagen, keiner, der auf Capri geboren iſt, kann es für immer in der Fremde auf dem feſten Lande aushalten. Wenn er aber heimkommt, ſoll er ſein Haus und ſeine Wirthſchaft in guter Ordnung finden; dafür will ich ſorgen."

So ſprach Anarella. Die Frau ſchüttelte den Kopf, und die klugen Kinder ſchnitten Geſichter, aber ſie wußten nichts dagegen zu ſagen, denn die Gedanken des fremden Mädchens waren ihnen unverſtändlich und keiner Antwort würdig.

So blieb ſie nicht länger als eine Nacht in Neapel.

* * *

Für den alten Giuseppe Carpucci zu Anacapri waren goldene Tage gekommen. Er brauchte sich nicht mehr über seine wachsende Gebrechlichkeit zu beklagen, denn Anarella war ihm Hand und Fuß und Auge und Ohr zugleich. Des Nachts schlief sie bei ihrer Mutter, aber vom Morgen bis zum Abend weilte sie auswärts, und nie bekam sie ein fremder Gast der Schenke mehr zu sehen, also daß diese bald ihren Ruf verlor und nach und nach gänzlich verödete. Doch wenn die kluge Mutter nachrechnete, so fand sie, daß der kurze Gewinn größer war als sonst eines ganzen Jahres Einkommen von mühseliger Frauenarbeit.

Anarella aber pflegte den Alten den ganzen Tag mit rühriger Hand und geschwätziger Zunge, der stille Herbst seines Lebens dünkte ihn lieblicher geworden als einst der kräftige Frühling seines jungen Eheglücks; sie wußte ihm die besten Sonnenplätzchen auszufinden, und wenn die winterlichen Wolken grau und schwer sich vom Solaro nieder über die schräge Ebene wälzten oder der Westwind schneidend vom Meere blies, so sorgte sie treulich für warme Decken und frische Kohlen im Becken, und so kam es, daß er ganz vergaß, um seinen entfernten Sohn zu klagen.

Doch sie that auch mehr als das. Sie nahm das Regiment im Garten und Feld in ihre Hand, sie warb die Arbeiter für die Traubenlese und das Keltern des Weines, und als der Winter vorrückte und das neue Jahr gekommen war, beaufsichtigte

und leitete sie sorglich die Olivenernte; und es schien ein besonderer Segen auf ihrem Werk zu ruhen, denn nie war der Ertrag an Oel so reich gewesen wie dieses Jahr; und daneben pflückte sie mit eigener Hand unter einziger Beihülfe der alten Magd die reifen Orangen von den fruchtstrotzenden Bäumen.

An den arbeitsfreieren Tagen aber bestellte sie das Haus und die Zimmer und kehrte alles Geräthe so rücksichtslos und gründlich um, daß das Ganze bald nicht mehr zu erkennen war und ein freundliches, gesittetes und hell wohnliches Ansehen gewonnen hatte. Nur eine Stelle gab es im Hause, die sie niemals berührte und selbst mit den Augen zu streifen vermied: das war das wackelige Tischchen in der Ecke, auf dem die versäumten Brautgeschenke noch immer lagen. Auf dem Gold und den Korallen und der zarten Seide lag längst schon fingerdick der Staub, und kaum hätte Jemand ahnen können, welche Herrlichkeiten unter dem verborgen waren.

So war der Februar gekommen, und mit dem ersten ahnenden Weben des neuen Lenzes fuhr eine große Freudenkunde wie ein Frühlingssturm durch das ganze Apenninenland und drang selbst bis in die letzten Hütten des hohen, weltfernen Städtchens auf dem Rücken des Monte Solaro: Gaeta ist gefallen, und Victor Emanuel wird fortan die Krone des ganzen Königreichs Italien tragen! Und dem siegreichen Herrscher jubelte auch das friedfertige Eiland Capri zu.

Gaeta ist gefallen, und der Krieg ist zu Ende! jubelte es auch in Anarellas harrendem Herzen. Die Zeit der Prüfung ist vorüber, und Du hast sie bestanden, sprach sie freudig zu sich selber.

Der Krieg war zu Ende, aber Francesco Carpucci kehrte nicht wieder. Eine qualvolle Unruhe kam über Anarella, von Tage zu Tage ward ihre Hoffnung unbestimmter und schwankender. So oft eine Barke von Neapel kommen sollte, ging sie nach Capo di Monte und wartete, bis Jemand von der Marina die Felsentreppe heraufkam oder bis die dazu erforderliche Zeit herum war. Zuweilen gedachte sie dann wohl des Tages, da sie ihn zum ersten Mal als ihren Verlobten in die Ferne ziehen sah — und sie begriff nicht mehr, wie ihr das damals hatte so gleichgültig sein können. Jetzt brannte ihr das Herz in unauslöschlicher Sehnsucht.

Eines Tages traf sie dort wieder ihre alte Freundin Constanziella, die glückliche junge Gattin ihres Carluccio.

„Der Francesco kommt nicht wieder", sagte diese; „wie sollte er auch? Du hast ihm ein zu schweres Unrecht zugefügt, und was hast Du gethan, um es abzubüßen? Daß Du ihn jetzt wieder nehmen willst, nachdem er den Nebenbuhler weggejagt, ist noch keine Sühne für die alte Untreue. So etwas kann sich kein Mann gefallen lassen, der etwas auf sich hält. So hat es mich mein Carluccio gelehrt; er würde auch zu stolz sein, von selber wieder zu kommen, hat er gesagt."

„Aber ich kann ihn doch nicht holen!“ schluchzte Anarella ganz erschüttert. „Ich kann ihm doch nicht nachlaufen wie ein Hund und vor ihm betteln? Soll ich mich ihm mit Gewalt aufdrängen wie eine schlechte Waare, die man um jeden Preis losschlagen will? Nein!“ rief sie heftig und senkte wieder ein wenig trotzig die Stirn, „ich will mich nicht noch einmal zur Waare machen. Ich werde auf ihn warten, so lange ich lebe, aber wenn er nicht von selber zu mir kommt und mir verzeihen will, dann finden wir uns niemals wieder.“

„Und dann willst Du ganz ohne Mann bleiben Dein ganzes Leben?“

„Ja!“

Constanziella zuckte mitleidig die Achseln und sprang gleich darauf ihrem Gatten entgegen, der eben die große Treppe heraufkam.

Anarella kehrte zurück, zum ersten Mal in ihrer Freudigkeit ganz und gar gebrochen.

„Es wird nichts mehr mit Francesco und mir,“ sagte sie zum alten Giuseppe schwermüthig.

„Ich werde ihm schreiben lassen,“ sagte dieser und strich ihr tröstend mit der welken Hand über das volle Haar, „daß er heimkehren soll und daß Du ihn erwartest.“

„Das hilft mir doch nichts. Ich kann ja doch nichts thun, mein Unrecht abzubüßen und die Untreue zu sühnen. Wie soll er sein Herz mir wieder zuwenden?“

„Bist Du ihm dafür nicht jetzt desto treuer

gewesen, auch ohne sein Verlangen? Mir wäre das Sühne genug."

„Aber er ist zu stolz und voller Trotz. Und darum lieb' ich ihn nur noch mehr; aber gerade deshalb soll er auch mich nicht verächtlich finden."

„Hast Du nicht sein Haus und Feld den ganzen Herbst und Winter durch bestellt und nur für ihn und mich gelebt und gearbeitet? Ist das noch nicht genug?"

„Das that ich aus Liebe zu ihm und mit Lust, und darum war's keine Buße. Ich kann nichts thun, ihn mir zu verdienen."

Der gute Alte wußte keinen Rath mehr, das starre Herz zu trösten, und Anarella gab alle Hoffnung verloren. Das Glück konnte nicht wieder zu ihr kommen. Und Du hast's nicht anders verdient! sagte sie sich in ihrer zerknirschten Seele; und es ist Deine Strafe, daß Du jetzt nichts mehr thun kannst, wieder gut zu machen, was Du gesündigt hast!

* * *

Am anderen Morgen kam der Sindaco oder Schultheiß von Anacapri und brachte dem alten Giuseppe und seiner jungen Pflegerin eine betrübende Kunde.

„Ich darf es Euch nicht verhehlen," sagte er ernst, „Euer guter Sohn hat vor Gaeta eine schwere Verwundung erhalten, ein Arm ist ihm zerschmettert, und man schreibt mir, sein Zustand

sei bedenklich und nicht gewiß, ob er das Fieber überwinde. Er liegt in Formia, und wenn Ihr ihm Botschaft oder etwas zu seiner besseren Pflege senden wollt, so will ich das gern vermitteln. Es sollte mir leid thun um den wackeren Francesco, sehr leid. Aber wie es auch kommen mag, bedenkt immer, er hat als guter Patriot gekämpft und er leidet für das Vaterland. Das soll Euer Trost sein. Evviva l'Italia!"

Der arme Giuseppe rang in rathlosem Jammer die Hände. In Anarellas Augen aber leuchtete etwas fast wie eine ernste Freude.

„Botschaft und Sendung übernehme ich," sagte sie, „ich werde noch heute nach Formia abreisen; er wird nicht sterben, wenn ich ihn pflege. Wir wollen sogleich Wein und Eßwaaren einpacken. Ihr müßt mich einige Zeit entbehren, Don Giuseppe."

Giuseppe blickte mit freudiger Bewunderung auf das entschlossene Mädchen und drückte ihr dankbar die Hand. „Aber es geht heute keine Barke nach Neapel," sagte er bedenklich.

„So nehme ich ein Boot nach Massa hinüber und gehe von da zu Fuß," erwiderte sie.

„Aber wie willst Du den Weg nach Formia weiter finden?"

„Sie kann dort die Post benutzen," erklärte der Sindaco, „ich werde Dir Alles genau beschreiben, Anarella. Du bist ein braves Kind!"

* * *

„Jetzt darf ich zu ihm gehen und ihn mir holen," flüsterte Anarella beim Abschied dem Giuseppe zu, „nun ist's nicht mehr verächtlich; und jetzt kann ich auch etwas wieder gut machen an ihm. Und dann — wenn er nur einen Arm hat, nimmt ihn keine Andere mehr, und ohne Frau kann er doch auch nicht leben! Es kann noch Alles gut werden."

Da legte Giuseppe die Hände auf ihr Haupt und segnete sie.

Und so verließ sie zum zweiten Mal die Heimath.

Unangefochten erreichte sie die Stadt Formia. Im Postwagen fuhr sie mit zwei Frauen zusammen, die dasselbe Ziel hatten, ihre verwundeten Söhne aufzusuchen. Sie waren ihr eine erfreuliche und beruhigende Gesellschaft, denn die gleiche Sorge schloß die Herzen schnell zusammen, und in der Stadt brauchte sie sich nicht mehr vor den vielen umherschlendernden und gaffenden Soldaten zu fürchten. Nach mancherlei Suchen und Fragen und Umhergehen bei hohen und niederen Offizieren und Aerzten erhielt sie endlich die Auskunft, der schwerverwundete Francesco Carpucci befinde sich in Privatquartier und Pflege bei einer hierorts wohnhaften Wittwe, Namens Antonia Cantieni. Nun trennte sich Anarella von den Gefährtinnen, um die Wohnung der patriotischen Pflegerin auszukundschaften. Etwas schüchtern und verlegen stand sie auf der Straße; da erblickte sie in der

Nähe vor einem kleinen Laden ein ältliches Männlein mit einer Brille auf einem Schemel sitzend und Schuhe flickend. Eben schaute es auf, nahm das fremde Mädchen wahr, nickte ihm gutmüthig zu und zeigte dabei ein Paar kleine schlaue Augen. Da faßte Anarella Vertrauen, trat mit ihrem großen Packet zu ihm und fragte, ob er die bezeichnete Wittwe kenne, sie suche einen Verwundeten, der in deren Wohnung liege.

„Ist es Dein Bruder?“ fragte das Schusterchen freundlich.

Einen kurzen Augenblick zauderte sie mit der Antwort. Was sollte sie sagen? Seine Braut? Dazu hatte sie gar kein Recht. Seine Geliebte? Wie sich das anhörte! — „Ja,“ sagte sie endlich mit kühnlicher Nothlüge.

Der Schuster nickte. „Freilich kenne ich die Donna Antonia. Wenn er bei der ist, wird er wohl nicht schlecht behandelt werden, das kann ich mir denken. Er wird ihr zu danken haben — und sie wird schon wissen, wie.“

Da freute sich Anarella, daß er zu einer so guten alten Wittib gekommen war. Sie sah aber nicht, wie schlau und sonderbar das Männchen zu seinen Worten grinste. „Ich werde Dir den Weg zeigen,“ setzte es hinzu, „es ist nicht weit von hier. Ich denke, sie wird auch Dich gütig empfangen, wenn Du seine Schwester bist. Komm, Kindchen!“ Damit sprang er von seinem Schemel auf, warf die Schuhe mit flottem Schwung in den Laden und

ging mit Anarella. „Hübschen Mädchen muß man etwas zu Gefallen thun, wenn Einem die eigene Frau alt und häßlich geworden ist," murmelte er vergnügt vor sich hin, und laut setzte er hinzu: „Wenn Du sonst etwa einer Hülfe bedarfst, so wende Dich nur getrost an den alten Schuster Salvatore; meine Wohnung kennst Du."

Sie dankte ihm herzlich und nahm gerührt Abschied, denn sie waren nun vor dem Hause der hülfreichen Wittfrau angekommen. Er wies ihr noch die rechte Thür an dem dunklen Flur und ging.

Anarella zog die Klingel, und die Wittwe öffnete. Aber es war kein gutes altes Mütterchen, sondern ein junges schönes Weib, prächtig und üppig. Einen Augenblick stutzte Anarella, dann that sie bescheiden ihr Begehren kund.

„Wer seid Ihr?" fragte die schöne Wittib und maß sie dabei mit einem so eigenthümlich scharfen und forschenden Blick, daß sie, ohne recht zu wissen warum, nichts Anderes als die alte Lüge über die Lippen bringen konnte, sie sei seine Schwester. Da wurden die Mienen der Wittwe freundlicher, und sie lud sie ein, näher zu treten.

Francesco lag in einem netten Zimmer auf einem weichen und sauberen Lager, und Anarella erkannte sogleich, daß er wirklich hier gut aufgehoben war. Er lag in heftigem Fieber, die Augen waren geschlossen, aber die Lippen bewegten sich unablässig und führten wirre und un-

verständliche Reden. Anarella stand schweigend neben dem Lager und faltete die Hände.

„Wird er den Arm verlieren?“ fragte sie dann mitleidsvoll und bekümmert.

„Nein, aber steif wird der Arm bleiben für immer,“ versetzte Donna Antonia ruhig.

Wieder schwieg Anarella und betrachtete den Fiebernden mit schmerzlichen Blicken. Endlich sagte sie ganz leise mit bewegter Stimme: „Francesco!“

Da öffneten sich seine Augen, die Lippen hörten auf sich zu regen, ein Strahl verklärter Freude flog über sein Antlitz, das ihr eine Weile voll und ruhig zugewendet blieb; dann versuchte er den Kopf emporzurichten, doch schwer sank er zurück, und die Augen schlossen sich wieder. Leise strich sie ihm mit der Hand über die heiße Stirn. „Anarella!“ flüsterte er fast unhörbar; einige Minuten noch schwebte ein stummes Lächeln um seine Lippen, dann verfiel er von Neuem in zusammenhangslose Phantasien.

Den stillen Vorgang aber hatte inzwischen Donna Antonia mit feinen Blicken beobachtet und auch Zeit gewonnen, die Gesichtszüge ihrer beiden Gäste sorgsam mit einander zu vergleichen; und da hatte sie nicht den geringsten Zug von Familienähnlichkeit entdecken können. Doch nur einen ungesehenen Blick des heftigsten Zornes warf sie heimlich auf das fremde Mädchen, sonst ließ sie nichts von ihrem Argwohn merken, sondern sagte so ruhig wie zuvor:

„Ihr könnt, wenn Ihr wollt, die Nacht durch bei ihm wachen, am Tage werde ich wie bisher die Pflege übernehmen.“

Der Ton ihrer Stimme war so scharf und entschieden, daß Anarella keinen Einwand zu machen wagte, sondern ihrer freundlichen Wirthin geduldig ins Nebenzimmer folgte. Dort übergab sie dieser die mitgebrachten Stärkungsmittel, die mit etlicher Geringschätzung, doch ohne Widerrede entgegengenommen wurden.

* * *

So verging eine Reihe von Tagen. Treulich verbrachte Anarella jede Nacht und vom Tage die Zeit der Siestaruhe bei dem Phantasirenden; während der übrigen Stunden durfte sie das Krankenzimmer nicht betreten. Kost und Obdach empfing sie von ihrer Wirthin, ohne sich zu sperren; überstieg doch der Werth der mitgebrachten Nahrungsmittel immer noch das bißchen Trank und Speise, das sie selbst und der Kranke genossen.

Eines Tages aber trat um die Mittagsstunde, da sie eben ein wenig entschlummern wollte, die schöne Wittwe aus dem Krankenzimmer und sagte kalt und hart:

„Ihr dürft jetzt nicht länger hier im Hause verweilen. Das Bewußtsein ist zurückgekehrt, und der Arzt hat erklärt, es würde den Kranken zu sehr aufregen, wenn er seine — Schwester schon zu sehen bekäme.“

Sie sprach die letzten Worte mit schneidendem Ton, und ein bedeutsamer Blick und ein spöttisches Lächeln erklärten ihre Meinung. Anarella verstand sie ganz; ein glühendes Roth bedeckte ihr Antlitz, und Thränen stürzten aus ihren Augen. Aber sie reichte der Nebenbuhlerin die Hand zu stummem Dank und ging.

„Ich habe es nicht anders verdient," sagte sie still, als sie auf der Gasse stand, „sie hat mehr für ihn gethan als ich und hatte kein Unrecht abzubüßen. Sie hat ein größeres Recht auf ihn als ich."

Doch sie betrog sich selbst mit so stiller Entsagung; in ihrem Herzen wohnte Verzweiflung und Oede.

Trostlos und rathlos blickte sie die lange schmale Gasse hinab; fremd und steinern standen die stummen Häuser, fremd und gleichgültig rannten die Menschen vorüber. Wie rettungsuchend schaute sie zum Himmel empor: der war blau und lieblich. Ein unsägliches Heimweh überkam sie, aber ein Heimweh, das wie Todessehnsucht war.

In dem bangen, unsicheren Umhergleiten fiel ihr Auge plötzlich auf einige Herren in der ihr schon bekannten Uniform höherer Militärärzte, die in lebhaftem Gespräch herankamen; unter ihnen ging ein einzelner Herr in Civilkleidern, blond von Haaren und Bart, wohl ein Fremder — fast hätte Anarella laut aufgeschrien, denn ein genauerer Blick zeigte ihr, daß es kein Anderer war als Signor

Giorgio. Eine entsetzliche Angst ergriff sie, und in eiligem Lauf suchte sie eine andere Straße zu gewinnen, um nicht von seinen Blicken getroffen zu werden. Und nun gedachte sie in ihrer Noth des hülfreichen Schusters; den Weg zu seinem Laden hatte sie behalten, und dorthin eilte sie, sich zu verbergen. Er saß wie damals auf seinem Arbeitsschemel und war höchlich erstaunt, als sein hübscher Schützling urplötzlich wie eine gescheuchte Taube an seinem Sitz vorüber in den offenen Laden flog und sich dort in dem dunkelsten Winkel versteckte. Etwas erschrocken ging er ihr nach und fragte besorgt:

„Ei, Kindchen, vor welchem Bösewicht fliehst Du so gewaltsam, daß Du Dich kaum in Salvatore's Hause sicher zu fühlen scheinst? Drängen Dich schon schlimme Gläubiger, oder hat etwa ein übermüthiger Vaterlandsbefreier ein unartiges Auge auf Dich geworfen?"

Anarella stand zitternd in die Ecke gedrückt und konnte kein Wort herausbringen vor Erregung und Verlegenheit. Während sie noch nach Fassung rang, gingen die ärztlichen Würdenträger in harmlosem Gespräch mit dem gefürchteten Mylord auf der Straße vorüber.

„Der da!" rief Anarella ängstlich, „der fremde Signore. — Gott sei Dank, er ist vorüber!"

Da lachte der Schuster und sagte: „Vor dem da brauchst Du Dich gewiß nicht zu fürchten: das ist ein trefflicher, wackerer Herr, den unsere Ver-

wundeten segnen. Man sagt, er sei eigentlich kein Arzt und verstehe doch mehr von der Kunst als all' unsere schönen Uniformen. Und er hilft nicht bloß mit dem Kopf und der Hand, sondern auch mit dem Gelde, und das ist das Allerwichtigste. Der hätte Dir sicherlich nichts Böses gethan."

„Aber ich habe ihm Böses gethan," brach sie leidenschaftlich aus, „und ich schäme mich so vor ihm, daß ich lieber in den Erdboden sinken möchte, als ihm noch einmal auf der Welt begegnen."

Und nun erzählte sie wieder aufrichtig und ausführlich die merkwürdige Geschichte von ihrer doppelten Verlobung und ihrem doppelten Treubruch; und wie sie einmal im Erzählen war, fügte sie als Ergänzung und traurigen Schluß sogleich ihre Erlebnisse im Hause der schönen Donna Antonia hinzu.

„Insofern hast Du unzweifelhaft Recht," sagte der kleine Schuster, wie sie geendet und ihren Entschluß erklärt hatte, auf alles eigene Glück fortan zu verzichten, „als auch Du anzunehmen scheinst, daß die barmherzige Wittfrau diesen jungen Menschen gern heirathen möchte. Und warum sollte er sie nicht nehmen? Hat sie ihn doch treu und aufopfernd gepflegt, nicht wahr? Denn daß sie bei Nacht und zur Siestazeit eine Andere für sich wachen ließ, vermindert doch ihr Verdienst nicht; mußte sie nicht eben aus Rücksicht auf ihren künftigen Ehegemahl ihre Schönheit sorglich wahren und schonen und sich darum vor Ueberanstrengung hüten? Ja,

aufopfernd und selbstlos; wenn ihr Pflegling sie nachher aus Dankbarkeit heirathet, was kann sie dafür? Ich frage Dich also, Kind, warum soll er sie nicht nehmen? Ist sie nicht schön? Wahrhaftig, sie ist schön, sehr schön. Und Schönheit macht den glücklich, der sie genießen kann. Nicht wahr? Was meinst Du? — Schweig still, Kindchen, ich will Dir erst etwas erzählen. Als meine Frau jung war, war sie auch schön, sehr schön: darum heirathete ich sie. War ich glücklich? Ja, sehr glücklich. Ganze acht Tage lang. Dann begann sie sachte, mich anzuärgern; und daß ich nach Jahresfrist noch lebte, dafür dank' ich meinem Vater ewig, der mir eine so zähe Natur mit auf die Welt gegeben. Da aber kam die Krisis: sie kriegte die schwarzen Blattern und ward häßlich wie die Nacht. Und seitdem bin ich der glücklichste Ehemann von der Welt, keine Eifersucht kann mich mehr anfechten; und wäre ich zehn Jahre lang nach Amerika gegangen, ich hätte Felsen auf ihre Tugend gebaut. Wahrhaftig, sie sieht keinen Gecken mehr an und sorgt den ganzen Tag treulich für mich und die Kinder. So ging's mir.

„Aber da war ein anderer kluger Kopf, der hieß Cantieni und heirathete auch ein schönes Weib, Namens Antonia. Soll ich ihr etwas Böses nachsagen? Nein, es fällt mir nicht ein. Nach anderthalb Jahren war Cantieni todt. Was kann sie dafür? Er starb an Leberkrankheit oder Gallsucht, sagt man. Was kann sie dafür? Wer hieß ihn

auch es sich so sehr zu Herzen nehmen, daß sie sich nicht von ihm allein bewundern ließ? Wozu war sie denn schön? Und weiter will ich von ihr wahrhaftig nichts Schlimmes glauben; daß es sonst die ganze Stadt thut, was geht mich das an? Und wenn einmal während einer Lustfahrt nach Gaeta, die sie mit guten, ehrenwerthen Freunden unternahm, ihr krankes Kind noch kränker wurde und in aller Eile starb, war das ihre Absicht gewesen? Gewiß nicht! Mütter lieben ja ihre Kinder über alles. Und sie hatte ja doch eine Frau zur Pflege für das Kind hinterlassen; daß die es vernachlässigte, weil sie vor Altersschwäche einschlief, war freilich sehr unrecht.

„Nein, Donna Antonia Cantieni in allen Ehren! Neugierig bin ich nur auf eins: in wie langer Zeit wir sie für den schmerzlichen Verlust ihres zweiten Gatten Francesco werden trösten müssen. Doch wer wird gleich das Schlimmste fürchten? Vielleicht bekommt sie die Blattern, und dann ist er gerettet. — Nein, das ist ja auch gar nicht einmal nöthig. Ich weiß ja doch aus Deiner Geschichte, daß dieser Don Francesco nicht im mindesten eifersüchtig ist! Glück auf, Don Francesco! — Und wenn er nun in Jahresfrist vor lauter Glück sich die Haare ausraufen und den Schädel einrennen will, dann werde ich, Salvatore, der Schuster, zu ihm sprechen: Siehe, mein guter Francesco, all' dies Glück verdankst Du einem kleinen Mädchen aus Anacapri, das zu demüthig und zu

schüchtern war, Dich einem listigen, heuchlerischen Weibe abzukämpfen. Was wird er dann wohl antworten, was meinst Du, kleines Mädchen aus Anacapri?"

Anarella hatte dem sprudelnden Redefluß des wunderlichen Männchens mit steigendem Erstaunen zugehört; zuweilen ward ihr schier unheimlich bei dem Hin- und Herflattern seiner Gedanken und Fragen; aber als er nun ganz still schwieg und ihr durch die große Brille mit den kleinen schlauen Aeuglein gerade ins Gesicht sah, da hatte sie seine Meinung wohl begriffen und entgegnete hastig und eifrig, als könnte selbst die Verzögerung der Antwort schon für den Geliebten Gefahr bringen:

„Ich will nicht demüthig und schüchtern sein, ich will um ihn kämpfen und ihn retten!"

„Rette ihn!" sagte der Schuster mit sonderbarem Grinsen. Dabei setzte er sich auf einen Stuhl nieder und begann gleichmüthig einen Schuh zu flicken.

Jetzt merkte Anarella, daß mit dem guten Willen allein nicht geholfen sei, und begann über ein thatkräftiges Rettungsmittel nachzudenken. Sie fand aber nicht sogleich eins.

„Wenn ich ihn nur aus dem Hause dort herausholen könnte!" seufzte sie.

„Das meine ich auch," grinste das Männlein, „Aber sie wird ihn nicht loslassen."

„Ganz gewiß nicht!"

„Und ich habe kein Recht, es von ihr zu fordern!"

„Nein, durchaus keins.“

„Wenn nur sein Vater hier wäre, der könnte verlangen, daß ihm sein kranker Sohn übergeben würde.“

„Das könnte er. Aber er ist nicht hier.“

„Er kann auch nicht kommen, er ist zu gebrechlich. Aber man könnte an ihn oder den Sindaco schreiben . . .“

„Dann schreibt der zurück an den General, und der übergibt die Sache dem Oberst und der dem Major und der dem Kapitän und der dem Oberarzt und so weiter und so weiter, und bis die Verfügung da ist, daß die Donna Antonia Cantieni den Francesco Carpucci herausgeben soll, gibt's gar keine Antonia Cantieni mehr, sondern nur noch eine Antonia Carpucci, und die kann kein Gericht zwingen, ihren Ehegatten auszuliefern.“

Anarella war rathlos und dem Weinen nahe; Salvatore flickte an seinem Schuh weiter und pfiff ein Liebesliedchen. Da ward sie erbittert und rief heftig: „Aber das ist schändlich, daß Ihr mich verspottet und mir gar keinen Rath geben wollt.“

„Soll ich Dir denn einen Rath geben?“ fragte er, sich ganz überrascht stellend.

„Freilich, wenn Ihr einen wißt!“ rief sie, fast wieder versöhnt.

„Ich weiß einen.“

Anarella lauschte athemlos.

„Wenn ich einen alten Freund habe,“ sagte er bedächtig und hämmerte unverdrossen an seinem

Schuh, „und dieser Freund ist mit hochgestellten Aerzten wohlbekannt, und die hochgestellten Aerzte können mir einen wichtigen Dienst leisten, dann gehe ich zu dem besagten alten Freunde und bitte ihn um seine gütige Vermittelung.“

„Ich soll zu dem Engländer gehen? — Das kann ich nicht.“

„Und wenn ich denselben etwa früher mit oder ohne meine Schuld gekränkt habe,“ fuhr er unbeirrt fort, „so bitte ich ihn herzlich und freundlich um Verzeihung, und wenn er ein braver und guter Mensch ist — und das sind solche alten Freunde manchmal —, dann wird er mir verzeihen, und mir ist doppelt-geholfen: erstens erreiche ich meinen Zweck, und zweitens habe ich mein Gewissen gereinigt; das Zweite will nicht viel sagen, aber doch etwas.“

Anarella war heftig bewegt und kämpfte sichtbar mit sich selber. „Es ist unmöglich!“ rief sie endlich aus.

„Oder aber,“ sagte er ruhig und prüfte seine Arbeit durch die Brille, „ich beauftrage einen alten einfältigen Schuster, zu meinem treulosen Liebsten, wenn er sich in seinem neuen Glücke die Haare ausrauft, also zu sprechen: Siehe, mein guter Francesco, all' dies Glück verdankst Du einem kleinen Mädchen aus Anacapri, das zu stolz und zu trotzig war, sich vor einem Ehrenmanne, dem sie ein schweres Unrecht angethan, zu demüthigen, und . . .“

„Salvatore!“ schrie Anarella erschüttert auf,

„ich will Alles, Alles thun. Erweiset mir die einzige Liebe noch und führt mich hin, wo der fremde Signore wohnt!“

Da warf das seltsame Schusterchen mit einem Mal sein Flickzeug in lustigem Bogen in die Ecke, machte einen possirlichen Luftsprung und rief, das Mädchen vergnügt bei der Hand fassend:

„Ei, Du grimmiges Närrchen, daß Du einem alten Manne so viel Mühe gemacht hast, Dich zu einiger Vernunft zu bekehren, dafür möge Dich dieser fürchterliche Engländer mit seinem schrecklichsten Zorne bestrafen! Und nun komm, wir wollen zu ihm laufen, daß Deine Strafe keinen Aufschub habe.“

Damit ergriff er seine Mütze und zog das halbverwirrte Mädchen aus dem Laden auf die Straße.

* * *

Mylord wohnte in einem ansehnlichen Hotel am Hafen; der Portier gab mit gnädigem Kopfnicken die Auskunft, daß er eben nach Hause gekommen sei. Auf des Schusters freundschaftliche Mahnung ging er, den Besuch einer Bittstellerin zu melden. Die Audienz wurde gewährt.

„Wollt Ihr nicht mit mir hinaufgehen, Don Salvatore?“ fragte Anarella ängstlich im letzten Augenblick.

„Sehr klug, damit er vor einem fremden Zeugen schamroth wird und zornig und jede frühere

Bekanntschaft mit Dir verleugnet! Hast Du je gehört, daß vornehme Signori zum Heilen solcher Risse Flickschuster gebrauchen?"

Da fügte sich Anarella und ging allein hinauf, obwohl sie vor Angst kaum die Füße zu heben vermochte. — — „Entrate!"

Sie stand vor ihm, mit dem Rücken an die Thür gelehnt, als wollte sie diese gewaltsam zuhalten, um sich selbst an einem plötzlichen Fluchtversuch zu verhindern.

Mylord fuhr heftig zusammen bei ihrem Anblick, und eine starke Röthe färbte sein etwas blasses Antlitz, eine Röthe der Ueberraschung, der Scham, des Zornes. „Was willst Du?" fragte er schroff.

„Ihr sollt mir verzeihen!" entgegnete sie demüthig, „ich habe sehr schlecht an Euch gehandelt."

„Weiter nichts?" fragte er mit einer Stimme, die sich vergeblich bemühte, die Schroffheit des Tones beizubehalten. Anarellas feines Ohr mußte die widerwillige Weichheit herausfühlen, denn sie trug ihm, schnell ermuthigt, frischweg ihr Anliegen in Betreff ihres Geliebten vor.

Mylord stand mit gekreuzten Armen und kaute auf der Unterlippe.

„Sonderbares Geschöpf", murmelte er. „Eine eigene Dreistigkeit! — Du liebst also diesen Francesco?" fragte er laut.

„Ach ja!" sagte sie mit Ueberzeugung.

„Liebtest Du ihn auch damals schon, als ich nach Anacapri kam?"

„Nein, noch nicht so recht," gestand sie zaghaft.

„Und seit wann liebst Du ihn nun so recht — und warum?"

„Seit . . . seit er Euch . . . seit er mich nicht verkaufen wollte."

Mylord war sichtlich betroffen und sah nachdenklich auf den Fußboden. Dann ging er ein paar Male in dem Zimmer auf und ab, bis er endlich dicht vor Anarella stehen blieb.

„Glaubst Du, daß es leicht ist, einem Menschen einen angethanen Schimpf, der den Stachel der Lächerlichkeit in sich trägt, zu verzeihen?" fragte er.

„Es muß sehr schwer sein für einen Signore," sagte sie aufrichtig, aber mit Thränen erneuter Angst in den Augen. Da nahm er ihre Rechte in beide Hände und sagte sehr weich:

„Ich habe Euch beiden dennoch nichts zu verzeihen, denn ich habe mich an Euch zuerst versündigt. Ich habe niedriger von Euresgleichen gedacht, als ich gesollt hätte. Das war mein Unrecht. Wenn ich jetzt Euch einen Dienst erweisen kann, mag sich die Rechnung vielleicht ausgleichen. Verlaß Dich auf mich; ich werde mit den Herren Aerzten sprechen, und sobald Francesco's Zustand es erlaubt, wird man ihn transportiren, wohin Du für gut befindest. Du brauchst nur beim Portier zu hinterlassen, wo man Dich finden kann. Lebe wohl!"

Sie beugte sich nieder, seine Hände zu küssen, doch er entzog ihr diese und küßte sie stumm

auf die Stirn. Dann wandte er sich hastig ab und blickte zum Fenster hinaus aufs Meer, indem er zu pfeifen versuchte; doch das gab sehr sonderbare Mißtöne.

Anarella dagegen ließ ihren Thränen vollkommen freien Lauf und blieb einige Minuten auf der Treppe sitzen, bis nahende Tritte sie aufschreckten.

* * *

Der treue Schuster hatte versprochen, dem Verwundeten mitsammt Anarella in seiner Familie Aufnahme zu gewähren. Noch vor dem Abend dieses Tages aber ließ der Engländer ihn zu sich rufen, daß er ihn zu der Wittwe Cantieni führe: denn Anarella hatte seine Adresse dem Portier des Hotels angegeben.

Nach etwa einer Stunde, während deren sie einsam in scheuer Neugier ein wenig die nächstanstoßenden Gassen durchmusterte, kam Salvatore zurück.

Er machte ein sehr gleichgültiges Gesicht, setzte sich wieder auf den Schemel vor dem Hause und begann zu arbeiten. Anarella stellte sich neben ihn, begierig seinen Bericht erwartend. Nach einer beträchtlichen Pause begann er ruhig:

„Heut' Abend geht ein Dampfschiff nach Neapel ab, das kannst Du benutzen, es ist die billigste und schnellste Gelegenheit. Du wirst morgen bequem in Anacapri sein."

Anarella war völlig verdutzt.

„Aber Francesco?“ fragte sie schüchtern.

„Bleibt bei der Wittib,“ erwiderte er, „er will nicht fort. Und er hat Recht: warum soll er sie kränken, die ihm doch nur Gutes gethan hat. Er ist ein braver Junge. Du brauchst Dich auch gar nicht mehr um ihn zu sorgen; der Signor Ingleſe hat erklärt, er sei ganz außer Gefahr und werde in wenigen Wochen völlig hergestellt sein, mit Ausnahme des steifen Armes. Du darfst also ruhig heimkehren, Du hast das Deinige gethan. Und grüße den alten Giuseppe, von dem Du mir erzählt hast, und sage ihm, er werde bald eine sehr hübsche Schwiegertochter ins Haus bekommen.“

Der Schuster grinste, und Anarella erbleichte und stand in starrer Verzweiflung. „So war alles umsonst!“ sagte sie matt. Sie fand auch keine Thränen mehr.

„Wirklich?“ fragte Salvatore, „wenn man thut, was man soll und was ehrliche Pflicht ist, hat man das umsonst gethan? Oder soll man bloß dann das Rechte thun, wenn man seinen Lohn dafür erwartet? Geh' in Deine Heimath, Kind, und überdenke Dir das, es ist nicht so leicht zu fassen, die wenigsten Menschenkinder können's begreifen, und auch Du magst wohl einige Wochen dazu gebrauchen, obgleich Du einiges Talent hast.“

Anarella blickte mit betroffenem und bang bewunderndem Blick nach dem eigenthümlichen Sittenlehrer und fragte zuletzt mit zaghafter Stimme:

„Kann ich das nicht auch hier überdenken?

Ihr könntet mir hier doch darin beistehen; und in meiner Heimath habe ich nichts mehr zu hoffen."

„Auch nichts mehr zu verrichten?"

„Nichts."

„Auch keine Mutter um Verzeihung zu bitten, daß Du sie so lange ganz und gar vernachlässigt und beinahe vergessen hast?"

Anarella bedeckte das Gesicht mit den Händen und fing an zu schluchzen. „Ich fand kein Vertrauen mehr zu ihr, seit auch sie mir zu dem Engländer gerathen."

„So ist's recht, Du bist ein kluges Kind," sagte das Männlein sehr gelassen, „kluge Menschen verzeihen sich selbst mit der Zeit ihre Fehler, nachdem sie sie bereut und sich gebessert haben; aber Anderen? bei Leibe nicht! Wenn kluge Menschen tugendhaft geworden sind, ist's ja so hübsch, auf Andere herabzusehen, die sich natürlich nicht gebessert haben können! Nein, wer wird es seiner Mutter verzeihen, daß sie auch einmal thöricht gewesen ist? — Warum weinst Du denn so sehr, mein kluges Kindchen? Hast Du etwa Heimweh? Möchtest Du etwa gern heut' Nacht eine kleine Seefahrt machen? Oder willst Du lieber alle Tage in lustigem Müßiggang einem alten Schwätzer zusehen, wie er Schuhe flickt?"

„Ich will nach Anacapri!" sagte sie still und trocknete ernstlich ihre Thränen.

Da stand das Männlein bedächtig von seinem Schemel auf, nickte wohlwollend und sagte:

„Jetzt sollst Du zur Belohnung für Deine zahlreichen Tugenden eine gute Mahlzeit erhalten und dann gehen wir selbander zum Hafen. — Aber nein, zuvor will ich von Dir noch ein schönes Andenken hier behalten."

„Ich habe ja gar nichts hier," sagte sie traurig, „aber schicken will ich Euch von Anacapri das Schönste, was ich finden kann."

„Närrchen, was für mich das Schönste ist, das trägst Du bei Dir. Bin ich nicht ein Schuster? Und für einen rechten und denkenden Schuster gibt's nichts Schöneres am Menschen als seine Füße. Ich will das Maß Deiner Füße hier behalten."

Anarella mußte lachen trotz all' ihrer Kümmernis und zierte sich nicht lange, seinen bescheidenen Wunsch zu erfüllen. Sie ließ sich auf den Schemel nieder und setzte den rechten Fuß in seine Hand; und er nahm das Maß mit sicherer Kunst und nickte dazu befriedigt, und also war es ein guter und feiner Fuß, so grob auch die Schuhe waren, die sie darüber getragen hatte. Es sah recht possierlich aus, wie das alte Schusterchen vor dem hübschen Fuße kniete und ihn liebevoll betrachtete; aber von den vorübereilenden Menschen und Eseln und Treibern und Gemüsefrauen und Fischhändlern und Mönchen achtete keiner darauf. Solche Bilder waren ihnen zu gewöhnlich auf der Straße, nur fremde Maler haben zuweilen ihre Freude an dergleichen.

So konnte Anarella ihrem guten Freunde ein anmuthiges Abschiedsgeschenk ohne Aufwand hinterlassen, ehe sie in seiner Begleitung das Dampfschiff bestieg. Der Abschied von ihm ward ihr bitterlich schwer; doch das war ein ganz gutes Glück für sie, denn so konnten wenigstens auf der einsamen Reise die tieferen Schmerzen nicht in voller Gewalt dagegen aufkommen.

* * *

Einige Wochen waren vergangen. Voll und herrlich glänzte wiederum der Frühling auf der gesegneten Ebene von Anacapri, und die Männer, die nicht mit auf den Korallenfang gezogen waren, arbeiteten munter auf dem Felde. Anarella saß am Webstuhl wie ehemals und sang ein Lied; es war ein schwermüthiges, sehnsüchtiges Lied, aber sie konnte wieder singen. Bei ihr saß ihre Mutter und spann, und die sah vertraulich und friedlich und glücklich aus.

„Du warst heute noch nicht beim Giuseppe," sagte sie freundlich.

„Ich gehe zum Abend einen Augenblick hinüber. Ich habe wenig mehr dort im Hause zu thun; Francesco findet alles in Ordnung, wenn er kommt."

„Und das Alles für eine Andere!" seufzte die Mutter.

„Ich hatte es angefangen, ich mußte es auch vollenden. Ich wollte keine Arbeit halb fertig zu-

rücklassen. Nun habe ich gethan für ihn, was ich konnte, dort und hier. Nun bin ich ganz zufrieden."

Eine große Thräne fiel heimlich auf den Webstuhl zur Bestätigung ihrer inneren Zufriedenheit.

Plötzlich ertönten Tritte durch den Laubengang zwischen den Säulen. Beide schauten neugierig auf und erblickten den Burschen, der die Postsendungen von Capri heraufholte. Er brachte ein Packet für Anarella, aus Formia datirt.

Mit großer Hast öffnete sie es, und da fand sich nichts geringeres als ein sehr kostbarer Goldschmuck nebst zwei goldenen Ringen, ein Paar Pantoffeln von ernster Zierlichkeit und ein anderes Paar ganz feiner dunkelrother Schuhe. Auf diese war ein Zettel geheftet mit den Worten: „Für die Hochzeit und folgende Familienfeste", auf die Pantoffel: „Für immerwährenden tapferen Gebrauch", und bei dem Schmuck stand geschrieben: „Hochzeitsgeschenk für Anarella von Signor Giorgio". Alles war von einer Hand geschrieben, und die etwas mühsamen und dabei krausen und verschnörkelten Schriftzüge ließen leicht errathen, von welcher Hand.

Eine heimliche, wunderbar süße Ahnung beschlich Anarella, und mit einer fast scheuen Andacht betrachtete sie die dunkel verheißungsvollen Gaben. Aber lange ertrug sie die staunende Ruhe nicht, ihr Blut wallte zu mächtig, sie mußte ins Freie.

Sie band sich ihr buntes Kopftuch um, und das that sie mit ganz besonderer Sorgfalt; die Mädchen von Anacapri wissen wohl, wie schön sie

das Tüchlein kleidet, und sie verstehen es gar reizend über dem schwarzen Haar zu ordnen; und dann ging sie durchs Städtchen nach Capo di Monte. War es, weil sie wußte, daß heute das Marktschiff von Neapel kam?

Es kam wirklich, sie erkannte es deutlich dort unten auf der leuchtenden blauen Fluth. Mit gefalteten Händen schaute sie hinab vom Felsen, bis ihr die Augen trübe wurden von dem Sonnenglanz auf den blitzenden Wellen. Aber jetzt mußte es landen, jetzt mußten die Seefahrer an den Strand springen — da raffte sie sich auf und hüpfte in leichten Sätzen die große Felsentreppe hinab; es konnte möglicherweise Jemand kommen, der schwach war von langer Krankheit und der Hülfe beim Steigen bedurfte.

Es kam wirklich so Einer, bald nachdem sie die unterste Stufe erreicht hatte; aber der Hülfe hätte er wohl so nöthig nicht bedurft, denn er hatte schon Jemand zur Begleitung; doch der versteckte sich und grinste hinter seinem Rücken, so daß Anarella ihn noch nicht erkennen konnte.

Francesco aber umfaßte sie mit dem einen gesunden Arm und küßte sie so sanft und zärtlich auf den Mund, wie es ihm Mancher nicht leicht zugetraut hätte. „O liebe Anarella," rief er, „konntest Du wirklich glauben, ich könnte Dich um einer Anderen willen vergessen? Oder ich könnte Dir noch zürnen, nachdem Du das für mich gethan?"

„Aber Du wußteſt ja gar nicht . . .?"

„O, ich habe Dich geſehen; mitten im Fieber ſah ich Dein liebes Antlitz und fühlte ich Deine Hand auf meiner Stirn. Und ſobald mir das Bewußtſein zurückkehrte, kam auch die Erinnerung daran wieder, und ich hatte keinen lieberen Gedanken mehr, als Dich zu ſehen. Aber ſollte ich darum von Formia aufbrechen, ſobald ich außer Gefahr war, und die edle Frau kränken, die mich aus reiner Herzensgüte ſo lange gepflegt?"

Hier hub ſich ein merkliches Hüſteln hinter ihm, und Anarella ſah, wie eine Hand ihr ein heimliches Zeichen machte, und ein runzeliges Antlitz mit einer Brille kam zum Vorſchein: und „Salvatore!" rief ſie entzückt, und faſt hätte ſie ihn gleichfalls umarmt und geküßt, ſo ſehr war ſie ſchon in Uebung gekommen.

„Ei freilich," ſagte er, „ich muß mir doch auch einmal die Welt von außen anſehen und ein wenig unter Menſchen kommen, damit ich endlich lerne, mit ihnen umzugehen. Von Euch beiden iſt allerdings für mich nichts mehr zu lernen, denn was Eure Lippen jetzt mit einander zu reden oder ſonſt zu verhandeln haben, das wußte ich ſchon vor dreißig Jahren auswendig. Auch ahnt mir, daß Ihr mindeſtens auf jeder dritten Stufe einmal ſtehen bleiben werdet, wahrſcheinlich um Euch die Gegend zu betrachten, und ſolche Unregelmäßigkeit der Bewegung hält ein alter Schuſter, der an regelmäßige Arbeit gewöhnt iſt, nicht mehr aus.

Lebt also vorläufig wohl, auf Wiedersehen beim alten Giuseppe! Ich werde wohl irgend einen Buben finden, der mir den Weg weist."

Damit sprang er den Liebenden voraus mit erstaunlicher Behendigkeit die Stufen hinan, und da seine Voraussagung in Betreff ihres schlecht motivirten häufigen Stehenbleibens aufs Pünktlichste eintraf, so hatte er sie bald weit überholt und erreichte die Höhe, ehe sie die Hälfte zurückgelegt hatten.

Er fand auch einen dienstwilligen Knaben, der ihn zum Hause des alten Giuseppe führte. Und es dauerte keine halbe Stunde, da hatte er sich so sehr mit dem befreundet und ihn durch seine Späße und drollig klugen Reden so herzlich erheitert, daß er all' seine Gebresten vergaß und beinahe wieder so glücklich war wie in den goldenen Tagen, da Anarella beständig mit ihren weichen Händen um ihn war. Und die Zeit verging ihnen beiden so schnell, daß sie ordentlich überrascht waren, als plötzlich das junge Brautpaar mitsammt der Mutter schon zu ihnen trat.

„Ah, die gebesserte Mutter!" rief der Schuster und begrüßte sie herzlich. Dann aber entschlüpfte er klüglich dem Sturm der Umarmungen und Rührungen, denn er war ein bedächtiger Mann und kein Freund unnöthiger Seelenerschütterungen, und er kannte sich wohl und wußte, wie leicht er auch beim Zusehen von solchen befallen wurde. Er machte aber statt dessen einen kritischen Rundgang

durch den Olivenhain und die Vigne und den Orangengarten und endlich durch das Haus, wo er dann in dem großen gewölbten Mittelzimmer die unterdessen einigermaßen beruhigten Freunde beisammen fand.

„Ei wahrhaftig, Don Giuseppe," rief er lebhaft, „wenn Ihr in Eurer Gebrechlichkeit Euer Feld und Haus in so vortrefflichem Stande zu halten vermöget, dann muß dieses hier wohl das gesegnetste aller Länder sein, wo sich Alles von selber säet und erntet und sammelt und ordnet. Und wohl dem Manne, dem hier ein Heim und Gut beschert ist!"

Da lächelte der Alte glückselig und geheimnißvoll, wies mit dem Finger auf die schöne Braut und sagte bloß: „Anarella!"

„Beim Bacchus und allen anderen Heiligen!" rief der Schuster, „dann begreife ich nicht, warum unser guter König Francesco, den Gottes unermeßliche Gnade uns gütigst aus dem Lande gepustet hat, sich genirte, diesem seinen Namensvetter auch noch den anderen Arm zu zerschießen, denn wer solche Frau bekommt, wozu braucht der noch Arme? Der König muß doch aus eigener Erfahrung wissen, daß man mit einer tüchtigen Frau nicht einmal einen Kopf zu haben braucht."

Anarella lachte. Sie ward aber sogleich wieder ernst und sagte ein wenig verlegen:

„Don Salvatore, um Eines möchten wir Euch bitten: diesen Goldschmuck von Signor Giorgio, ich könnte ihn nimmer tragen; die Ringe wollen wir

behalten zu treuem Angedenken, aber der Schmuck ist kein Andenken, er ist zu reich, er ist wie ein Kaufpreis. Wir bitten aber Euch, nehmt ihn mit nach Formia und gebt ihn der schönen Wittwe Donna Cantieni. Ich glaube, sie wird sich daran erfreuen."

„Das wird sie, wahrhaftig!" sagte er und brummte noch Einiges dazu, zeigte sich aber doch einverstanden mit dieser Verwendung der kostbaren Gabe.

„Aber Eure Gaben nehmen wir an," fuhr sie fröhlich fort, „und Ihr sollt tausend Dank dafür haben. Seht her, die Pantoffeln trage ich schon an den Füßen."

Und sie zeigte ihm seine Werke, wie zierlich und geschlossen sie an den feinen Füßchen saßen.

„Das ist nichts als die Empfangsbescheinigung über Dein Abschiedsgeschenk," sagte er ernsthaft.

Während dieser Verhandlung war Francesco aufgestanden und trat zu dem Tischchen in der Ecke, darauf seine lange vernachlässigten Brautgeschenke lagen. Er nahm sie auf, und eine dicke Staubwolke wirbelte empor.

„Sehet da," rief das muntere Schusterchen, das durch die großen runden Brillengläser Alles sah und erkannte, was auch geschehen mochte, „so ist nun aller alte Staub des Leichtsinns und der Eifersucht und des Trotzes und Mißtrauens von Euch aufgeflogen, und was in Euren Herzen zurückbleibt, soll nichts sein als echtes festes Korallen-

geſtein der Beſtändigkeit und zarte anſchmiegende Seide des Vertrauens und lauteres feines Gold der Liebe und Treue! Der Wunſch iſt das wahre Brautgeſchenk Salvatore's, des närriſchen Schuſters und Schwätzers von Formia."

Da faßte ihn Anarella wirklich um den Hals und küßte ihn herzhaft auf den Mund.

„O weh," rief er aus, „nun habe ich all' meinen Lohn dahin für meine vielen guten Werke und guten Schuhe und muß auf meine alten Tage noch einmal von vorn anfangen, für die ewige Seligkeit zu arbeiten. Aber das thut nichts, wenn Euch nur ein Stückchen zeitliche Seligkeit geſichert bleibt. Und weißt Du, Anarella, mein Kindchen, ich hoffe, Du wirſt dazu nicht erſt die ſchwarzen Blattern zu bekommen brauchen, es wäre doch wirklich ſehr ſchade um Dein liebes Geſichtchen!"

Die heilige Barbara.

In der guten alten Zeit, da die weltliche Herrlichkeit des heiligen Stuhles noch ungekränkt in den latinischen Gefilden und auf den schroffen Bergen der Volsker dastand und südwärts im gesegneten Königreich beider Sicilien die fromme Majestät des Re bomba mit strenger Zuchtruthe seines Volkes waltete, gab es in einer jenen uralten Bergstädte in der Nähe der Grenze gar viele tapfere Männer, die es vorzogen, auf den Saumpfaden ihrer Berge in freier Gottesluft durch Schmuggel und einen gelegentlichen flotten Handstreich wider Reisende ihr Brot zu verdienen, statt daheim in den dumpfen Gassen einem niederen Handwerk zu fröhnen oder der Erde die kärglichen Früchte mit dem schwerhinschleppenden Pfluge abzuringen. Es gehörten aber feste Herzen und feste Sehnen zu solchem Dienst, da es oft genug zu blutigen Zusammenstößen mit den königlichen oder päpstlichen Grenzwächtern kam.

Zu den geachtetsten Führern solcher Freischaren hatte noch vor wenigen Jahren Antonio Caselli gehört; doch in einem nächtlichen Gefecht war er den Heldentod gestorben, und seinen Kameraden

war nicht einmal der Troſt geblieben, der Ehrenpflicht der Rache Genüge thun zu können, da es unmöglich geweſen war, die Perſon des mörderiſchen Schützen feſtzuſtellen. Doch konnte ſich die Stadt als ſolche für ſeine Verdienſte ums gemeine Weſen dadurch dankbar erweiſen, daß ſie ſeiner einzigen nachgelaſſenen Tochter Barberina eine Anſtellung als Ziegenhirtin erwirkte, ein Amt, das inſofern den Traditionen des väterlichen Erwerbszweiges ſich näherte, als es ſie ihre Tage gleichfalls in freier Luft auf ſonnigen Bergeshöhen und abſchüſſigen Pfaden verleben ließ. Nur während der Nächte konnte ſie ſich bei ſolcher Lebensweiſe der mütterlichen Fürſorge und mütterlichen Lehre erfreuen.

Es ging aber das Gerücht von ihr, daß ſie in der Einſamkeit des Gebirges und Waldes zuweilen übernatürlicher Geſichte und Erſcheinungen gewürdigt werde, und der Herr Curato hatte bereits mit etlichem Stolz ſein Augenmerk auf dieſes ſein ſo abſonderlich begabtes und geſegnetes Beichtkind zu richten angefangen. Nun iſt es wohl gewiß, daß die Heiligen derlei Erleuchtungen an uns Menſchenkindern weit lieber in den dämmerigen Hallen der Wälder oder bei einem unbegrenzten Ausblick in verſchwimmende Fernen vornehmen, als daheim im alltäglichen Stüblein und ſelbſt auf dem ſonntäglichen Kirchenbänkchen: demungeachtet wird die nachfolgende Geſchichte lehren, daß ihre Stimme auch da draußen zuweilen

in gar sonderbar verschränkter und widerspruchsvoller Rede sich uns mittheilen mag, ja, daß, wenn unser weiser, obzwar nicht eben sehr heiliger Dichter sagt:

Die Götter,
Sie reden nur durch unser Herz zu uns,

es wohl auch einmal geschehen kann, daß umgekehrt unser Herz mit seinen wunderlichen Launen und Leidenschaften durch die Götter zu uns redet.

Eines Morgens im Monat Mai, da auch hier oben schon längst Alles herrlich grünte und blühte, trieb die junge Barberina wie gewöhnlich in großer Frühe ihre Herde aus dem Städtchen ins Freie und machte nur noch an dem großen Brunnen vor dem Thore einen Augenblick Halt, um der Sonne und dem heitern Himmel einen Morgentrunk zuzubringen und zugleich sich die letzten Reste von Schläfrigkeit aus den Augen zu waschen. Da kam, des Weges vom Gebirge her, ihr ein junger Mann entgegen, der die Uniform der päpstlichen Grenzjäger und auf dem Rücken eine lange Flinte trug und auch sonst nach Ansehen und Gebahren recht stattlich und vornehm einherschritt. Er blieb bei der Jungfrau stehen, sei es, daß ihm bei seinem einsam streifenden Leben überhaupt eine jede zufällige Gesellschaft willkommen war, sei es, daß ihm diese grade besonders behagte. Zum Verwundern wäre der letztere Fall gewiß nicht gewesen, denn sie war nicht nur schlank und prächtig gewachsen und hatte ein bräunliches, feines und

schönes Angesicht, sondern es war ihr eine seltene und kostbare Gabe eigen, die der Jäger nicht alle Tage bei den Töchtern des Landes wahrzunehmen Gelegenheit fand: sie erschien ganz und gar sauber und reinlich von Person wie von Kleidung. Sie hatte nämlich die Eigenthümlichkeit, sich jeden Tag zu waschen, und verthat überdies recht viele Zeit mit der Reinigung ihrer Röckchen, Hemden und Tücher. Ward dies alles auch von ihren Mitschwestern als eine Art hochmüthiger Ueberhebung über die altväterischen einfältigen Sitten mit etwas schelen Augen angesehen, so ist doch nicht zu leugnen, daß dafür männliche Augen sie meist desto froher und wohlgefälliger betrachteten.

So that auch der schmucke Grenzjäger, er stand still und schaute ihr ins Gesicht: sie that desgleichen, jedoch mit etwas trotziger Miene, und kämmte sich während dessen, ohne sich stören zu lassen, mit einem hölzernen Kamme ihr schwarzes Haar, das sich vorn über der Stirn, wo es nicht durch Flechten gebändigt wurde, auch nach der sorgfältigsten Behandlung immer noch ein wenig in widerspenstigen Wellenlinien aufkrauste. Wenn der junge Mensch etwa dachte, — und er dachte es höchst wahrscheinlich —, daß ihr dies grade recht hübsch zu Gesicht stände, so war sie darin eben anderer Meinung, oder aber es lag ihr auch gar nichts daran, sein Wohlgefallen zu erregen. In der That schien dieses ihr Sinn zu sein, denn während sie ihn unverdrossen anstarrte,

als wollte sie ihm zeigen, daß sie seine Blicke mit gutem Gewissen aushalten könnte, wurde der Ausdruck ihres anmuthigen Gesichtchens immer trotziger und böser. Sie hatte ja freilich auch allen Grund zu solcher Mißstimmung, trug er doch eine Uniform, die ihrem ganzen Heimathstädtchen, ihr aber in pietätvoller Erinnerung an ihren getödteten Vater noch ganz besonders mißliebig und unerfreulich war. Persönlich kannte sie ihn wohl von Ansehen, beide hatten sich aber sehr lange Zeit nicht gesehen und einander überhaupt noch niemals näher betrachtet oder gar zusammen gesprochen.

„Bist Du nicht die Barberina Caselli?" fragte er endlich freundschaftlich.

„Bist Du nicht der Cicillo Tosti?" gab sie statt der Antwort unwirsch zurück. Er nickte und sagte ruhig bittend: „Gieb mir einen Trunk Wasser," indem er auf ein Blechgefäß deutete, das noch auf dem steinernen Rande des Brunnens stand und das sie sonst an ihrem ledernen Gürtel zu tragen pflegte.

„Nimm es Dir!" entgegnete sie grob, steckte den Kamm in die Tasche und fuhr mit ihren beiden Händen glättend an ihrer Hemdkrause entlang.

Nun mochte er jedoch beim Anblick dieser bräunlichen Finger, die sich so zierlich von dem schneeweißen Hemdchen abhoben, im Stillen denken, daß ein Trunk schlichten Wassers nicht sowohl an

sich ein so begehrenswerthes Ding sei, als vielmehr, wenn er von eben diesen Händen anmuthig dargeboten würde.

„Ich wollte es aber grade von Dir geschöpft haben!“ äußerte er sich in diesem Sinne.

„Ich will es Dir aber gerade nicht schöpfen.“

„Ich gehe aber nicht von der Stelle, als bis Du gethan hast, um was ich Dich bitte.“

„Dann magst Du bis heute Abend hier bleiben und die Nacht nach dazu, wenn ich heimgekehrt sein werde.“

„Ich werde Dich nicht vorüber lassen, ehe Du mir das Wasser gereicht hast.“

„Das werden wir sehen!“ rief sie ganz zornig und ballte die Fäuste, als wollte sie unmittelbar zum Angriff übergehen. Es war aber auch unerträglich, wie er so sicher und fast spöttisch auf sie herablächelte. Doch sogleich sagte er noch einmal in bittendem Ton:

„Gieb mir das Wasser.“

„Nimm es Dir.“

„Gieb es mir.“

„Nein.“

„Dann muß ich Dich mit Gewalt dazu zwingen.“

Statt der Antwort streckte sie ihm noch drohender die tüchtigen Fäustchen entgegen. Doch mit einem kecken Griff umklammerte er ihre beiden Handgelenke, führte ihre rechte Hand mit unwiderstehlicher Kraft an das Blechgefäß, drückte ihr dieses mit Gewalt hinein, so daß sie, von seinen eisen-

festen Fingern umrungen, es nicht fallen lassen konnte; ließ das Wasser hineinsprudeln, und, obgleich das Mädchen sich jämmerlich sträubte und schüttelte und mehr als die Hälfte des Wassers versprengte, so brachte er es doch fertig, den Rest an seine Lippen zu führen und also ein paar Tropfen von ihrer Hand zu trinken.

Nachdem er so seinen Willen durchgesetzt hatte, ließ er sogleich ihre Arme los und dankte ihr so freundlich, als wenn sie freiwillig und mit aller Zuvorkommenheit ihm den Trank credenzt hätte. Das brachte ihren Zorn aber erst in die rechte Gluth, und sie tauchte, unmuthig und aufgeregt mit den Füßen stampfend, ihren Blechpokal tief in das steinerne Becken, spritzte ihm eine volle Ladung ins Gesicht und rief höhnisch:

„Da hast Du Wasser, Du grober Unhold! Nun trink und laß auch Deine Kleider nicht dursten!“

Damit wollte sie eine zweite Salve in etwas tieferer Richtung abgeben, doch er war rasch zurückgesprungen und sagte lustig lachend:

„Ei, Barberina, willst Du eine Morgenwäsche mit mir vornehmen, daß ich so hübsch und säuberlich aussehe, wie Du selbst? Da werde ich Dir allen guten Dank sagen müssen.“

Sei es nun, daß sie ihm auf keinen Fall etwas zu Theil werden lassen wollte, wofür er ihr danken könnte, sei es auch nur, weil die Ziegen Anstalt machten, sich in ungebührlicher Weise zu zerstreuen,

sie brach das Gefecht ab und setzte mit gerunzelter Stirn ihren Weg fort, ohne Abschiedsgruß und ohne sich noch einmal umzusehen. Und das war ein Glück, denn unfehlbar hätte es ihren Zorn von Neuem reizen müssen, wenn sie gesehen hätte, wie lange und wie vergnügt er ihr nachschaute und gar nicht einmal daran dachte, sich das tröpfelnde Wasser aus dem Gesicht zu wischen. In so verschiedenartige Stimmung vermochte die gleiche Begegnung zwei ungleich geartete Gemüther zu versetzen.

Denn Barberina's Morgenstimmung war wirklich sehr ernstlich und gründlich verdorben, ihrem kindlich thörichten Sinne erschien die ihr widerfahrene kleine Vergewaltigung als eine tief demüthigende Schmach, eine unerhörte Kränkung ihrer jungfräulichen Freiheit und Selbstbestimmung, sie erbebte vor Scham bei dem Gedanken, dem siegreichen Feinde je noch einmal vor Augen zu treten, und es ballte sich in der Stille eine ganz bängliche Gewitterwolke von dumpfem Haß wider den Tyrannen in ihrer heißblütigen Seele zusammen. Indessen vermochte sie eine so concentrirte Mißstimmung bei dem besten Willen doch nicht lange zu behaupten, das lastende Gewölk verflüchtigte sich in die leichter streifenden Dünste eines milden Frühärgers, und als sie auf dem rundlichen Berggipfel angekommen war, auf dem die Ziegen grasen sollten, hatte sie die ganze verdrießliche Angelegenheit schon vergessen und begab sich so vergnügt und fried-

fertig wie je an ihre verantwortungsvolle Thätigkeit. Diese bestand zunächst darin, daß sie sich dicht an den Rand des steilen Berges niedersetzte und von ihrer herrschenden Höhe träumerisch und sorglos in die breite Ebene hinabblickte, die lachend im üppigen Grün des Frühlings sich bis zum fernen Meere dehnte und nicht ahnen ließ, daß unter dieser schmeichlerischen grünen Decke nichts als Tod und Verderben lauerte und die freundliche Sonne eitel giftige Fieberdünste in den unermeßlichen Sümpfen drunten ausbrütete. Hier oben aber war die Luft auch im höchsten Sommer rein und gesund, und der hellste Sonnenschein konnte wohl das Gesicht des jungen Mädchens trotz des breiten weißen Kopftuches noch um eine kräftige Schattirung brauner färben, aber nicht einmal das frische Laub der wenigen hier und dort zerstreuten Bäume vor der Zeit verlechzen und welken machen.

Während die Jungfrau so ohne eigentliche Gedanken in das Blau des Himmels hinausblickte, geschah es, daß ein einzeln dahinschwimmendes Wölkchen sich gerade vor die Sonne schob und hierdurch wie durch seine wunderliche Gestalt ihre Aufmerksamkeit erregte. Und wie sie mit unverwandten Augen ernsthaft darauf hinblinzte, ward sie auf einmal deutlich gewahr, daß es eine menschliche Gestalt darstellte, eine wunderschöne Frau mit weißem, wallendem Gewande und einem Palmzweig in der Hand, rings von einem goldenen

Strahlenkranz umflossen, und sie erkannte ganz klar ihre Schutzpatronin, die heilige Barbara, welche langsam und feierlich, mit strengem Angesicht, auf sie zuschwebte, immer größer und deutlicher wurde und ihr doch niemals nahe kam, sondern in wundersamem Widerspruch mit ihrer herrlich rauschenden Bewegung doch in gleicher heiliger Ferne stehen blieb. Und siehe, mit ihren zarten Händen hielt sie die Arme eines Mannes gefesselt ohne Ketten und Bande und deutete auf ihn hernieder und sagte mit leiser, und doch furchtbarer Stimme:

„Dieser ist's, der Deinen Vater erschlagen hat. Nimm die Waffe des Ermordeten und tödte ihn!"

Und sie sah, der Mann trug die Gestalt und Züge des Cicillo Tosti.

Kaum aber hatte sie ihn erkannt, als die Erscheinung schon wieder verschwunden war und nur noch die Sonne, mit mächtigen Strahlen hinter der Wolke hervorquellend, ihr die Augen blendete. Nun merkte sie, daß sie wieder eine Vision gehabt hatte.

Wenn aber etwa Jemand glaubte, sie wäre über den furchtbaren Auftrag der Heiligen nach der Weise des Dänenprinzen Hamlet alsbald in Schwermuth und grübelnde Melancholie verfallen, der würde vergessen, daß sie durchaus versäumt hatte, sich zu Wittenberg oder auf irgend einer anderen hohen oder niederen Schule die nöthige humane Bildung anzueignen, die allein uns befähigt, der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Bläſſe anzukränkeln: vielmehr war sie groß

geworden und erzogen in einer Gemeinde, in welcher der Todtschlag zu den gewöhnlichen Tagesereignissen und Gesprächen gehörte, der ungerechteste Meuchelmord kein unerhörtes Aufsehen erregte und die gerechte That der Blutrache sogar auf allgemeine laute oder stille Billigung und Anerkennung zu rechnen hatte. Daß sie zufällig als ein Weib geboren war, mochte zwar als ein erschwerender Umstand erscheinen, vermehrte aber auch das Verdienst der Heldenthat um ein Bedeutendes; und von einem zartsinnigen Schauder vor dem Blut oder gar von einer Ehrfurcht vor dem Menschenleben hatte sie trotz einer flüchtigen Kenntniß der zehn Gebote keine Ahnung. So empfing sie denn die schicksalsschwere Berufung ganz gelassen und sogar mit beträchtlichem Stolz, daß die Heilige sie mit ihrer göttlichen Anrede in einer so gewichtigen Sache begnadet; und selbst wenn das fünfte Gebot die allererste Stelle in dem Moralkodex ihres Volkes eingenommen hätte, so war doch kein Zweifel, daß die lebendige Stimme einer wirklichen echten Heiligen mehr gelten mußte, als Moses und alle verstorbenen Propheten zusammengenommen. Nebenbei empfand sie auch eine nicht geringe heimliche Zufriedenheit, daß ihr der Mörder ihres lieben Vaters, dessen Gedächtniß sie mit herzlicher Pietät pflegte, offenbart worden, und daß es gar kein Anderer war, als eben dieser übermüthige Cicillo, gegen den sie einen so bitteren und gerechten Groll schon ohne das im Herzen trug.

Sie dachte also den ganzen Tag andächtig und gehorsam darüber nach, auf welche Weise sie das hohe Gebot der Heiligen erfüllen und die blutige Rache vollführen sollte. Und sie kam denn zu dem Beschluß, daß sie die alte verrostete Flinte ihres Vaters, die so lange unbenutzt an der Wand gehangen hatte, wieder in Stand setzen und damit die große That vollführen müßte.

So früh es die Lebensgewohnheiten ihrer Herde irgend gestatteten, kehrte sie an diesem Abend nach der Stadt zurück; und als sie am Brunnen eine Anzahl Weiber, alte und junge, mit ihren großen kupfernen Kesseln auf den Köpfen versammelt fand, erzählte sie ihnen sogleich mit voller Ausführlichkeit, welches neuen Wunders sie gewürdigt worden. Das Staunen aber und die allgemeine Aufregung ward um so größer, als wunderbarerweise gerade heute eben dieser von der himmlischen Stimme bezeichnete Grenzjäger Cicillo Tosti in der Stadt gesehen worden war: das war ein Fingerzeig mehr, und der verhärtetste Wunderleugner hätte nicht an der Wahrhaftigkeit der göttlichen Offenbarung zweifeln dürfen. In feierlichem Zuge scharten sich alle die guten Weiber um die begnadete Jungfrau, mit halbscheuen Blicken sie von der Seite bewundernd; die kühneren aber redeten ihr feurig zu, das Werk der Rache, so schnell es anginge, zur Ausführung zu bringen und nicht durch schwankenden Ungehorsam den Zorn der heiligen Barbara zu erregen. Alle aber waren

darin einig, daß man ohne Säumen zum Herrn Curato ziehen und ihn von dem großen Ereigniß in Kenntniß setzen müsse.

Dieser Beschluß ward denn auch alsbald zur That, und mit vielem Geschrei durchwanderte der ganze Haufe die engen Gassen, beständig vermehrt durch herzueilende Neugierige, bis er vor dem Hause des Pfarrers Halt machte. Der ehrwürdige Herr hatte den großen Lärm schon von Weitem gehört und blickte sorglich aus seinem Fenster hernieder, um zu sehen, welche böse Neuigkeit es gebe. Es scholl ihm jedoch ein solches Gewirr von Stimmen entgegen, da sich Alle mit gleichem Fleiß bestrebten, ihm die erste Auskunft zu geben, daß er sehr zornig wurde und befahl, nur eine einzige Person sollte zu ihm heraufkommen und berichten, was sie zu melden hätten oder begehrten.

So betrat denn Barberina allein das Haus, stieg durch den Beifall der Menge vollends ermuthigt, ganz zuversichtlich die enge Treppe hinauf und trat ohne Bangen, wenn auch mit geziemender Bescheidenheit vor den Diener Gottes und der heiligen Kirche. Er saß gerade bei einer friedlichen Abendmahlzeit von Lammfleisch und Oliven, und trank dazu sein schlichtes Schöpplein rothen Landweines aus einem zierlichen Glase, das neben der ungeheuren Strohflasche doppelt winzig und der geistlichen Mäßigkeit angemessen erschien. Er nickte dem Mädchen freundlich zu, denn ob ihm gleich Niemand etwas Böses nachsagen konnte, war

er doch ein ſtiller Freund und geſetzter Verehrer weiblicher Jugend und Holdſeligkeit. Barberina erſtattete ihren Bericht noch einmal mit noch feurigerer Beredtſamkeit und lebhafterer Ausſchmückung, denn ſie war ſich wohl bewußt, zu welchen Ohren ſie redete.

Der Herr Curato jedoch machte gar kein freudiges Geſicht, als ſie geendet hatte und nun ſeine Aufmunterung erwartete; es iſt vielmehr zu bekennen, daß er diesmal durch die merkwürdige Begabung ſeines Beichtkindes in eine üble Verlegenheit verſetzt wurde. Zwar war er einerſeits wohlbefriedigt, daß die Heiligen es nicht verſchmähten, von Angeſicht zu Angeſicht zu einem Schäflein ſeiner Herde zu reden und damit dieſer und ihm ſelbſt Ruhm und Ehre zu verleihen, und ſchlecht hätte es ihm angeſtanden, etwa durch Ableugnen oder Vertuſchen ſolcher Gnade ſich ihrer unwürdig zu erweiſen: doch auf der andern Seite war es vor ſeinem geiſtlichen Gewiſſen doch ein arges Ding, ein blutjunges Mägdlein in ihren abenteuerlichen Gelüſten nach Mord und blutiger Gewaltthat zu beſtärken, um ſo ärger, als bei einer ſo ernſthaften Angelegenheit doch auch die bei dem Tode eines Staatsbeamten ſtark betheiligte weltliche Macht in nicht zu fernem Hintergrunde ſtand und das Schwert der Obrigkeit keineswegs dadurch ſtumpfer zu werden pflegte, daß es in geiſtlichen Händen ruhte.

Der arme Curato ſann deshalb lange hin und

her und trank in seiner Sorge das kleine Gläschen mehr als einmal leer und füllte es wieder, bis er endlich schier ärgerlich ausrief:

„Ei, ei, mein Kind Barberina, Du stehst da so fröhlich und muntern Angesichts, als wolltest Du zu einem Mummenschanz zur lustigen Karnevalszeit gehen, und redest so leichtherzig, als gälte es, zu einem Festschmause ein Hühnchen abzuthun, und doch stehen Deine Gedanken auf kein anderes Werk, als einen Menschen, ein getauftes und rechtgläubiges Geschöpf Gottes, mit gewaltsamer Hand und mit einem mörderischen Werkzeuge zu tödten!"

„Aber die heilige Barbara hat es mir doch selber befohlen," sagte die Jungfrau, ohne sich irre machen zu lassen.

Der Pfarrer erkannte, daß er auf dem Wege der Einschüchterung nicht vorwärts käme und überlegte abermals eine längere Zeit; denn seine Würde erforderte schlechterdings, daß er irgend einen Bescheid von sich gäbe, und er entschloß sich zuletzt, den gewöhnlich von weisen Männern in Fällen absoluter Rathlosigkeit betretenen Mittelweg eines vorläufigen Aufschubs vorzuschlagen.

„Kind Barberina," sagte er mit desto bestimmterem Ton, je zweifelhafter seine innere Ueberzeugung war, „wohl muß ich es glauben, daß Deine gebenedeite Patronin Dir einen so schweren und schrecklichen Auftrag auf die Seele gelegt habe, gleichwie unser Herr den Erzvater Abraham seinen eigenen Sohn Isaak opfern und tödten hieß: aber

bedenke wohl, daß der Herr selber eine so furchtbare That nicht geschehen ließ, sondern dem frommen Patriarchen einen Widder sandte, ihn auf dem Altare zu opfern an seines Kindes Statt. Und so möchte es auch wohl dieser lieben Heiligen, zumal sie ein Weib ist und weicheren Gemüthes als der strenge Gott der Gerechtigkeit, nicht so gar ernst sein mit ihrem schweren Spruch; ja, leicht ist es zu glauben, daß sie dieses Dir nur als eine Prüfung hingestellt habe, ob Dein Herz nicht grausam sei und allzugern bereit zu blutigem Werk, wie es zum Zorn und Kummer der Heiligen und der allerseligsten Jungfrau leider unter diesem groben und gewaltthätigen Volk die gottlose Sitte ist. Darum ermahne ich Dich: sei nicht hastig zu solchem Thun, sondern zaudere weislich und bitte indes die heilige Barbara, daß sie sich gedulde und, wenn es wirklich ihr unausweichlicher Wille ist, daß diese That geschehe, sie Dir abermals erscheine und zu Dir rede, oder doch, falls ihr solches allzugroße Beschwerde macht, sie Dir ein kräftiges Zeichen gebe, ob ihr wirklich die Rache in Deiner schwachen Hand genehm sei oder die Verzeihung. Rufe auch in Deinem Gebet der Heiligen ins Gedächtniß — denn es ist möglich, daß sie solches nicht wohl bedacht hat — daß jener Jüngling Deinen im Herrn ruhenden Vater nicht aus ruchloser Absicht und Hinterlist erschossen hat, sondern im ehrlichen Kampf, wie es ihm seine Pflicht und der Dienst des heiligen Vaters befohlen hat."

Nach solchen Worten winkte der Curato dem Mädchen mit einer heftig dringenden Handbewegung, sich zu entfernen, denn er fürchtete, sie möchte ihn durch neue Entwürfe zu noch ferneren schwierigen logischen und rhetorischen Excercitien nöthigen, was seinen Wünschen durchaus fern lag, da diese stets in erster Linie von einem tiefempfundenen geistigen Ruhebedürfniß beherrscht wurden.

„O, o, wie seltsame Dinge!“ sagte er, nachdem Barberina mit anmuthigem Gruß geschieden war, laut zu sich selbst, denn die häufige Einsamkeit hatte ihn gewöhnt, besonders wichtige Sachen aus dem Schattenreich der Gedanken ins hellere Gebiet tönender Worte zu ziehen, weil ihm das nach seiner Erfahrung den Denkprozeß wesentlich erleichterte. „Wer würde es mir glauben, wenn ich ihn vor diese Jungfrau stellte und ihm sagte: Siehe, sie rüstet sich, einen Menschen zu erschießen!? — Wie stand sie doch da, jung, freundlich und bescheiden, gleich als wäre sie ein Frühlingsmorgen, aus dem Gebirge hergesandt unsern dunkeln Gassen zur Freude und Erquickung . . . und dennoch, freilich, freilich es ist wahr, auch der Frühling hat seine Stürme und Unwetter, zumal auf dem wilden Gebirge! Madonna und die heilige Barbara mögen dem süßen Kinde ihre himmlische Erleuchtung schicken.“

Damit wischte er sich den Schweiß von der bedrängten Stirn, faltete ein Weilchen die Hände und setzte dann beruhigt die unterbrochene Mahlzeit fort.

Auf Barberina war seine Rede ersichtlich nicht ohne Eindruck geblieben: schon die bloße Möglichkeit, daß Jemand, und nun gar eine so bedeutungsvolle Person, an der absoluten Berechtigung ihrer beabsichtigten That zweifeln konnte, schreckte sie ernstlich aus ihrer glaubensvollen Sicherheit auf; und, nachdem ihr jugendlich beweglicher Sinn einmal energisch von dem Großen und Rühmlichen pietätvoller Blutrache abgelenkt und auf das im Menschenmord liegende Grauen hingewiesen war, blieb das weibliche Gefühl mit natürlichem Schauder an diesem haften, und so kam es, daß sie, die das Pfarrhaus so heiter und zuversichtlich betreten, es gesenkten Hauptes und mit trüben Blicken verließ und sich mit ängstlicher Scheu durch die Menge nach der Hütte ihrer Mutter drängte.

Dieser nun war, wie natürlich, von eifrigen Nachbarinnen schon längst die merkwürdige Neuigkeit zugetragen worden. Frau Maddalena aber war eine stille, verständige Frau, nicht aus dieser Gegend gebürtig, sondern aus einem toscanischen Städtchen der tieferen Thäler und daher von milderen Anschauungen und sanfteren Sitten. Sie war deshalb weit entfernt, in die aufmunternde gläubige Bewunderung der einheimischen Frauen einzustimmen, sondern sie empfing ihre Tochter mit nichts als bitteren Klagen und mütterlichen Thränen.

„Nun sehe ich wohl," rief sie händeringend, „wie übel ich gethan habe, daß ich einem Manne

folgte, der von Raub und Gesetzlosigkeit lebte, und ihm anhing, bloß weil ich ihn liebte und gern um ihn war: denn so wildes und heißes Blut erlischt nicht mit dem Leibe solches Mannes, sondern lebt fort in seinen Kindern. Und jetzt, allerheiligste Jungfrau Maria, danke ich Dir, obgleich ich es sonst in meiner Thorheit oft beklagt habe, daß Du mir keinen Sohn geschenkt hast, sondern nur eine Tochter; denn welche Sorgen hätte mir wohl ein Sohn gemacht, wenn schon ein schwaches Mädchen so grimmigen Gemüthes ist! Nun werde ich Aermste es erleben, gleichwie sie einst meinen Mann mir blutig und zerschossen ins Haus gebracht, daß sie so seine Tochter als Missethäterin in Ketten geschlossen aus meinem Hause führen und sie ihr Leben beschließe durch die Hand des Henkers oder in ewiger Gefangenschaft hinschmachte auf den schrecklichen Galeeren, wo so mancher armen Frauen Männer und Söhne aus dieser unbändigen Stadt schon büßen! Ich aber bin von allen Müttern die unglücklichste, die ich eine Thörin zur Tochter habe, die sich einbildet, Gesichte zu sehen und Erscheinungen zu haben, die nichts sind als eitel Spuk und Dunst ihres eigenen tollen Kopfes. Ach, Kind, Kind, möchtest Du doch das erkennen und Dir keine falschen Heiligen in Deinem Busen erschaffen, da wir doch so viele wahre Heilige haben, daß wir gar kein Ende finden könnten, wenn wir sie Alle nach Gebühr verehren und anbeten wollten."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Barberina's schon zuvor ein wenig erschüttertes Vertrauen in die Löblichkeit ihres Unternehmens durch diese herben Klagen vollends gebrochen worden wäre, denn nach den ersten Sätzen meldeten sich schon verstohlen einige zitternde Thränen des Mitgefühls an ihren Wimpern, wenn nicht Donna Maddalena durch den letzten Ausbruch einer freigeistigen und himmelstürmenden Gesinnung den ganzen Eindruck ihrer früheren klugen Worte wieder vernichtet hätte. Barberina, sobald sie den unvermutheten leichtfertigen Angriff auf ihre hochheilige Schutzpatronin und deren wunderbare Gnade vernommen hatte, nahm sofort in ihren Gedanken alle schon heimlich gemachten Zugeständnisse an die menschliche Schwachheit und weibliche Empfindsamkeit zurück und beschloß, in treu ergebenem Glauben ganz allein den Winken und Befehlen der heiligen Barbara zu folgen. Allerdings hinderte sie das nicht, vorläufig den durch den Curato anempfohlenen zuwartenden und neuer Erleuchtung harrenden Mittelweg zu verfolgen.

Am andern Morgen, als sie die Herde austrieb, konnte man sie kriegerisch einherschreiten sehen mit der langen Flinte ihres Vaters auf dem Rücken: schon das war ein Compromiß zwischen den beiden extremen Möglichkeiten des Verhaltens; sie war mit dem Rachewerkzeug bewehrt und zeigte der Heiligen ihren guten Willen, sie konnte aber keinerlei wirklichen Schaden damit anrichten,

weil es in seinem rostigen Zustande durchaus unbrauchbar war und sie überdies jeder Munition ermangelte. Nachdem sie dann lange Zeit einsam im heftigen Gebet mit der himmlischen Schutzpatronin um ein neues Gnadenzeichen gerungen, ohne erhört zu werden, fürchtete sie endlich, diese allzusehr zu strapaziren und traf mit ihr eine stille Verabredung des Inhalts, falls der in Frage stehende Cicillo Tosti im Lauf der nächsten Woche ihr zu Gesicht käme und obendrein sich von selbst ohne Aufforderung anheischig machte, ihr die Flinte in Stand zu setzen, sollte dies als ein Zeichen gelten, daß er gleichsam selbst sich der Rache auslieferte und durch die Eingebung der heiligen Barbara, ohne es zu wissen, sich des Todes schuldig erklärte.

Dieser mit dem Himmel geschlossene Vertrag beruhigte sie so vollkommen, daß sie nicht einmal für nöthig erachtete, den Curato oder ihre Mutter in die Bestimmungen desselben einzuweihen, sondern sich mit der zuversichtlich ausgesprochenen Andeutung begnügte, die Heilige habe auf ihr Gebet ihr einen deutlichen Weg unzweifelhafter Entscheidung gewiesen. Und so zog sie jeden Morgen mit ihrem unschädlichen Mordgewehr zu Berge, und es gewährte ihr eine neue und anmuthige Unterhaltung, sich spielend im Zielen nach allerhand Gegenständen, denen ihre rasche Phantasie eine Menschenähnlichkeit anzudichten wußte, zu üben.

Sie hatte aber auch einen ganz natürlichen

Grund, beruhigt zu sein, ohne daß sie sich den freilich irgendwie selbst eingestanden hätte, wenn nicht etwa in einem so verschmitzten und heimlichen Winkel ihres Herzens, daß auch die Himmlischen da kaum hineinsehen konnten: es war doch eigentlich recht herzlich unwahrscheinlich, daß eine ihrer Bedingungen oder gar beide zusammen sich erfüllten; nach aller ruhigen Voraussicht mochten Monate und mehr vergehen, ehe der Jäger sich zufällig einmal wieder zeigte — und was konnte ihn dann gar der mangelhafte Zustand ihrer Flinte bekümmern!

Diese unbewußt listige Berechnung hatte nur den einen kleinen Fehler, daß sie bloß auf ein zufälliges Begegnen speculirte, aber gänzlich außer Acht ließ, daß es sich auch wohl absichtlich herbeiführen lassen könnte von einer stillen Macht, die Barberina freilich nicht kannte und von der sie also auch nicht wissen konnte, wie gewaltig und gewaltthätig sie in einem jungen Menschengemüthe wirken kann, wie denn Viele von ihr behaupten, daß sie gleichfalls göttlichen Ursprungs sei, wenn auch keinesfalls den Heiligen zuzurechnen. Es muß jedoch Jedem überlassen werden, ob er lieber dieser Macht oder dem lenkenden Einflusse der heiligen Barbara die Thatsache zuschreiben will, daß Cicillo sich wirklich sehen ließ, ehe die festgesetzte Woche ihr Ende erreicht hatte, und daß er zwar gradeswegs mit unverkennbarer Absicht auf die Weidestelle seiner Feindin zugeschritten kam, stattlichen und

heiteren Ganges und als ob er des vorigen Streites mit der zornmüthigen Jungfrau nicht im mindesten mehr gedächte. Barberina ihrerseits konnte natürlich keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, welcher höheren Fügung seine unverhoffte Annäherung zuzurechnen sei, und obwohl sie eine ganz stolze Genugthuung spürte ob der Willfährigkeit der wackeren Heiligen und daß ihr Glaubé gegen die Ableugnung ihrer Mutter und die Zweifel des Herrn Pfarrers Recht behalten hatte, so erschrak sie doch auch wieder heftig, weil die schwere That ihr plötzlich so viel näher gerückt erschien und tröstete sich nur im Stillen mit der Erwägung, daß die zweite Hälfte der entscheidenden Probe ja noch abzuwarten übrig blieb.

Als der Jäger dem Mädchen grade gegenüberstand, lächelte er freundlich und kaum ein klein wenig spöttisch und sagte:

„Barberina, ich will Dir meinen Dank abstatten für das Wasser, mit dem mich neulich Deine Hand getränkt hat: ich habe zwei Hühner geschossen, hier sind sie, zu einer Mahlzeit für Dich und Deine Mutter; aber für das zweite Huhn mußt Du mir auch freiwillig einen zweiten Trunk geben."

Barberina gerieth über dies Anerbieten in eine höchst schmerzliche Verlegenheit. Seine entgegenkommende Freundlichkeit, die sie doch wahrlich nicht verdient hatte, rührte sie ein wenig, und sie konnte den Muth nicht finden, ihn herzlos abzuweisen; auch schielte sie mit einiger Inbrunst bei Seite

nach den schönen Thierchen, insbesondere ihrer Mutter gedenkend, der solch ein Bissen seit dem Tode des tapferen Ernährers nimmer geboten worden. Aber es war ihr doch auch peinlich und bedenklich, grade in dieser bang entscheidungsvollen Stunde von ihm ein Geschenk anzunehmen, dem sie doch bald vielleicht nach dem Leben stellen sollte. So half sie sich denn auch hier schließlich wieder mit einem klugen Mittelwege: als er das Wildpret ruhig neben sie auf einen Stein niederlegte, ließ sie es geschehen, ohne es zu wehren, aber auch ohne zu danken oder die Annahme zu bezeugen, und glaubte sich durch solche Unthätigkeit am schicklichsten aus der Schlinge zu ziehen. Doch da er jetzt behaglich seine Flinte von der Schulter nahm, den Arm darauf stützte und sie wartend anschaute, merkte sie, daß es nunmehr ihre Pflicht sei, ihm einen Wassertrunk als den geforderten Kaufpreis zu credenzen. Allerdings zauderte und schwankte sie auch jetzt wieder, aber er stand da vor ihr mit einem so sicheren und selbstbewußten Wesen, daß es ihr vorkam, als könne sie gar nicht mehr anders, als ihm unbedingt gehorchen, und unter diesem unbegreiflichen Zwange nahm sie das dem jungen Manne wohlbekannte Gefäß vom Gürtel und ging, ohne ein Wort zu sagen, zu einer nur ein hundert Schritt entfernten Quelle und trug es gefüllt, mit vorsichtigem Gange zurück.

Sie sah wohl, daß er ihr still und wohlgefällig entgegenblickte, und wie sie ihm das Gefäß zu-

reichen wollte, nahm er es ihr gar nicht ab, sondern ließ es sich von ihrer Hand zum Munde führen und sich wie ein Kind von ihr tränken. Sie that aber schier willenlos Alles, was er begehrte; und doch, wie er sie mit so treuherzigen und dankbaren Augen über den Rand des Gefäßes anschaute, schnitt es ihr so bänglich in die Seele, als ob sie einem arglosen Wanderer Gift credenzte, und sie hätte es zehnmal lieber gesehen, daß er recht grob und ungezogen mit ihr verfahren wäre und ihrem früheren gerechten Zorne neue gesunde Nahrung gewährt hätte. Auch dachte sie nur mit heimlichem Grauen an die letzte verhängnißvolle Probe und wagte gar nicht nach ihrem Mordgewehr hinzublicken, sondern dachte vielmehr im Stillen darüber nach, wie sie wohl seine Blicke davon fernhalten könnte, ohne der Heiligen geradezu in den Arm zu greifen. Doch sie hatte keine Zeit, diesen unlauteren Gedanken weiter zu verfolgen, denn schon hatte er mit den Augen des Jägers die stattliche Flinte am Boden ersehen und rief verwundert:

„Ei, Barberina, seit wann ziehen Eure Hirtinnen mit Waffen zu Berge, als wenn die Wölfe hier im Sommer und am hellen Tage herumliefen?“

Sie erzitterte heftig und war ganz sprachlos vor Schreck und angstvoller Erwartung. Er aber fuhr harmlos fort:

„Oder willst Du Dich jetzt auch auf den Schmuggel legen oder an der Landstraße auf die Reisenden lauern? Wenn ihr guten Mädchen schon

auf solcherlei Heldenthaten ausgeht, da werden wir armen Grenzjäger wohl einen noch viel übleren Stand bekommen als bisher; ich fürchte mich vor den Männern nicht gerade sehr, vor Frauen aber gewaltig."

Er sagte das schalkhaft und mit scherzender Gemächlichkeit; ihr aber war gar nicht scherzhaft zu Sinn, sondern die Ungewißheit war ihr so fürchterlich bange und peinvoll, daß sie durch sein tändelndes Hinzögern heftig erbittert wurde und mit dem alten Trotz entgegnete:

„Ich will eine Waffe haben, daß ich mich wehren kann gegen übermüthige Burschen, wenn noch einmal Jemand von mir etwas erzwingen möchte, das ich nicht geben will. Verstehst Du mich?" — Im selben Augenblick kam ihr der heimlich hoffende Gedanke, daß dieser heftige Ton und die deutliche Drohung ihn abschrecken würde von einer etwaigen Reparatur der Flinte: und die heilige Barbara konnte ihr ja dennoch keinen Vorwurf wegen falschen Spiels machen, da ihr die feindliche Rede ursprünglich doch ganz ohne Nebenabsicht herausgefahren war.

Doch der unselige Jäger lachte so arglos, als wenn ihn die Stichelei und die Drohung gar nichts anginge und sagte ruhig:

„Das muß ich ja wohl verstehen. Und Du thust ganz recht. Laß Dir von Niemand etwas abtrotzen, außer von mir; denn ich werde Dich doch wohl noch zwingen, trotz Deiner Waffe. Und Du

haſt mir ja heute ſchon das Waſſer aus freien Stücken gereicht. Aber was iſt das? Das Ding iſt ja ganz roſtig und muß erſt gründlich geputzt werden, ehe Du es brauchen kannſt. Gieb einmal her — und wo haſt Du denn Pulver und Kugeln?"

„Ich habe keine," ſtotterte ſie, und wurde ſo blaß, als es die goldbraune Färbung ihrer Haut irgend geſtattete. Er aber merkte nichts, gar nichts von dem tiefen Schreck, der ſie bei ſeiner leichtfertigen Rede erfaßte; vielmehr, da ſie ſich nicht vom Platze rührte, als wollte ſie ihm noch einmal Zeit geben, ſich beſſer zu bedenken, trat er gefällig ſelbſt hin, das Gewehr aufzuheben, ſtand aber plötzlich ſtill, ſah das Mädchen mit ſchlauen Blicken an und ſagte bittend:

„Gieb es mir!"

Und abermals empfand ſie in ihrem Herzen den ſtillen, unwiderſtehlichen Zwang, daß ſie gehorſamſt ſein Verlangen erfüllte, obwohl ſie ſich der Gefährlichkeit des Augenblicks wohl bewußt war und vor Angſt ſich kaum noch zu bewegen vermochte. Er nahm die Flinte aus ihrer Hand, ſetzte ſich damit auf den Boden und unterſuchte ſie mit Intereſſe und Sorgfalt.

„Eine ſehr gute Arbeit", äußerte er ſich befriedigt, „die muß wieder in Ordnung gebracht werden, es wäre ſchade drum. Ich werde es übernehmen, viel iſt nicht daran zu thun, bis morgen ſoll Alles im Stande ſein. Auch Kugeln und Pulver ſollſt Du haben."

— „Aber ich kann ja gar nicht schießen!“ stieß sie plötzlich hervor, und der Ruf klang so sonderbar verzweifelt und jammervoll, daß er verwundert zu ihr aufsah, die, dicht vor ihm stehend, ihn ängstlich beobachtet hatte. Ein aufrichtiges Mitleid erfaßte ihn um ihre so bedauerlich vernachlässigte Erziehung, und er sagte fröhlich:

„O, da wollen wir gleich helfen. Komm her, ich will Dir den ersten Unterricht geben. — Du wirst nicht leicht einen besseren Lehrer finden“, fügte er mit selbstgefälligem Schmunzeln hinzu, „meine Kugel hat noch immer sicher ihren Weg gefunden, wohin sie gehen sollte, selbst bei Nacht; meine Augen sind so gut wie die einer wilden Katze, und Eure Schmuggler und Briganten sehen manch Einen lieber in den Bergen als mich.“

Wirklich funkelten seine Augen bei diesen Worten so feurig und wild wie die eines gutgelaunten Raubthieres bei spielender Jagd. Im selben Augenblick aber verwandelte sich auch das Herz des Mädchens, und die Qual ihrer zweifelnden Angst schlug unmittelbar um in Entschlossenheit und bittere Härte; denn seine prahlende Rede reizte nicht nur von Neuem ihren Unmuth, sondern erweckte auch allzu lebhaft die Erinnerung an den gewaltsamen Tod ihres Vaters und erschien geradezu als eine Bestätigung der übernatürlichen Offenbarung und ein neuer Wink der heiligen Barbara. So war mit der klaren Entscheidung auch die Krisis ihrer Schwäche überwunden, sie

trat wieder frei und sicher auf und ging mit scharfem Eifer auf seinen Unterricht im Schießen ein.

Der Jäger bestimmte als Ziel einen abgestorbenen Baumstamm und meinte lachend, er sehe aus wie ein Mensch; zwei breit ausgestreckte dürre Aeste konnten als Arme gelten und ein kurzer Stumpf in der Mitte über ihnen mußte den Kopf vorstellen. Zum Ueberfluß eilte er noch hin und stülpte seinen Federhut darauf und sagte übermüthig, sie wollten jetzt nach dem gefährlichen Grenzwächter Cicillo Tosti schießen. „Wir dürfen aber nicht den Hut treffen", ermahnte er lustig, „um den wär' es schade, aber unter dem geht's gerade in den Kopf, und hier wollen wir eine Stelle bezeichnen, wo das Herz hingehört. So, hier ist's, wo ich den Einschnitt mache."

Das Mädchen schauderte dennoch wieder zusammen bei so gottlosen und grauenhaften Reden, aber er merkte von ihren Gemüthsbewegungen jetzt so wenig, wie zuvor, er war ganz von seinem Schützen- und Lehreifer hingerissen und inzwischen mit der Ausmessung einer geziemenden Entfernung beschäftigt.

Sobald er mit diesen Vorbereitungen fertig war, nahm er seine Büchse, ließ sie leicht auf die vorgestreckte linke Hand fallen, zielte ganz flüchtig und gab Feuer.

„Sie sitzt im Herzen!" rief er freudig und zeigte der Schülerin den Meisterschuß.

Dann gab er ihr das Gewehr in die Hand,

ließ sie den Lauf richten, lehrte sie auf Visir und Korn achten und führte ihre Rechte an den Drücker. Sie war jetzt wirklich so aufmerksam bei der Sache, daß sie gar nicht darauf achtete, wie er augenscheinlich mit mehr Beflissenheit, als gerade unumgänglich nothwendig gewesen wäre, sich mit ihren Händen zu schaffen machte und ein kleines Privatvergnügen darin zu finden schien, diese in so merkwürdiger Art an den glatten Lauf hin und her zu schieben, daß es einem zärtlichen Streicheln zum Verwechseln ähnlich sah. Als er jedoch, scheinbar um sie im Zielen zu unterstützen, seinen Kopf über ihre Schulter streckte und leise ihre Haare und ihre Wange mit der seinen berührte, da sah sie ihn rasch und unwillig von der Seite an und machte Miene, ihn mit einem zornigen Ruck zurückzustoßen. Der Schalk wußte aber ein so unschuldiges Gesicht zu machen, daß sie schnell allen Arg verlor und geduldig die Eigenthümlichkeiten seiner Lehrmethode über sich ergehen ließ. So ruhten sie eine kleine Weile Wange an Wange, und das Mädchen fühlte die Wärme seines Blutes mit heimlichem Wohlbehagen an ihrer Schläfe pochen und unterschied nicht mehr davon das feurige Pulsen ihrer eigenen Adern. Sie hätte wohl am liebsten die Augen geschlossen und sich so friedlich immer weiter wiegen lassen; doch schier erschrocken über sich selbst, raffte sie sich plötzlich auf, rührte den Drücker, und der Schuß ging los. Der Schaft schlug ihr so heftig gegen die Schulter, daß sie zu-

rückprallte und sich damit wider ihren Willen ganz an seine Brust warf. Er wußte die günstige Constellation auch wohl zu benutzen, umschlang mit beiden Armen kräftig ihren Leib und versuchte, sie für ihren ersten Schuß in die unschuldige Luft mit einem freundschaftlichen Kusse zu belohnen.

Doch solche Keckheit gab ihr schnell ihre Fassung wieder; sie riß sich heftig los und rief mit erbitterter Stimme und glühend roth im Angesicht:

„Ich kann jetzt schießen und brauche keine Unterweisung mehr; ich werde nun schon durch eigene Uebung lernen, den Cicillo Tosti ins Herz zu treffen."

Ihre Augen blitzten und sprühten so wild und sonderbar, daß nur eine so völlig harmlose Natur wie die des jungen Jägers es sehen konnte, ohne ernstlich zu erschrecken; der aber lächelte gutmüthig und suchte sie durch freundliche Entschuldigungen zu beruhigen. Sie ließ ihn aber nicht wieder an sich kommen, und auch er wagte nicht mehr, sie zu berühren, nachdem er einmal die scharfe jungfräuliche Herbigkeit gespürt hatte, sondern stand bescheiden neben ihr und förderte nur durch Worte ihre kriegerischen Bemühungen.

Sie hatte schon eine erkleckliche Menge Munition verschwendet, als es ihr endlich gelang, eine Kugel wirklich in den morschen Stamm zu treiben. Triumphirend über den ersten Erfolg stand sie da.

„Eine schwere Verwundung", konstatirte ernsthaft der junge Meister, „doch nicht tödtlich, Cicillo

lebt noch. Und weißt Du noch etwas? Dieser Cicillo da bedarf jedenfalls der Ruhe, seine Wunde zu pflegen, und der andere hier würde der schönen Barberina sehr dankbar sein, wenn sie ihm als Bezahlung für seinen Unterricht ein wenig zu essen und zu trinken gäbe. Denn wahrhaftig, ich habe recht großen Hunger."

Die schöne Barberina hätte sehr hartherzig sein müssen, wenn sie gezögert hätte, einem so billigen Verlangen zu willfahren. Auch mochten ihre Gefühle den seinen nicht allzufern sein, müde war sie ebenfalls, und die Mittagssonne brannte heiß und hoch. So ergriff sie denn das Bündelchen, in welchem sie ihre Zehrung mit sich führte, die denn nun schon einmal ausnahmsweise für Zwei genügen mußte, und beide gingen miteinander in den Schatten einiger Eichen, welche die kleine Quelle umgaben, und ließen sich dort nieder. Das Mädchen holte ihren Mundvorrath hervor und theilte getreulich ihr Brot und Käse mit dem Gefährten. Und so saßen sie dort in der herrlichen Bergeinsamkeit am murmelnden Quell und sahen aus, als ob es in der Welt nicht zwei friedlichere und verträglichere Menschenkinder geben könnte.

Nach der Mahlzeit hielten sie, wie es sich gebührte, ihre Siesta und brauchten den Schlaf nicht lange vergebens anzurufen; an den Stamm derselben Eiche gelehnt, ruhten sie in der sänftigenden Mittagsgluth, und unvermerkt sank des unbesorgten Kindes feines Köpfchen sanft auf die Schulter des

Mannes und blieb dort liegen, rosig glühend im gesunden Schlummer der Jugend, und leise bewegten sich im Traum die halbgeöffneten Lippen, und was sie hauchten und lächelten, war nicht so anzusehen, als ob es aus einem Herzen käme, das erfüllt war von Gedanken der Blutrache und des Mordes.

Vielleicht aber war es doch ihr nur halb entschlummertes Bewußtsein von der in ihre Hand gelegten furchtbar heiligen That, das sie früher weckte als ihren Genossen. Erschrocken und beschämt fand sie sich in ihrer bedenklichen Lage, sprang rasch empor, froh genug, von ihm nicht in dieser betroffen zu sein, und blickte auf den Schläfer. Da schoß es ihr durch den Sinn — seine Büchse lag neben ihm — jetzt konnte es geschehen, diesen Augenblick konnte die heilige Barbara meinen, selbst ihn herbeigeführt haben — — doch nein, es sollte ja mit ihres Vaters eigener Waffe vollbracht werden!

Sie athmete so unendlich erleichtert auf, daß es ihr selbst beinahe wunderlich vorkam, wie ein kurzer Aufschub ihrem Herzen eine solche Befreiung gewähren konnte, und fühlte sich alsbald in einer äußerst glücklich-übermüthigen Stimmung. Sie beugte sich nieder zu der Quelle, in ihrer erfrischenden Kühle sich vollends zu ermuntern, und während sie sich Stirn und Augen wusch, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, dem trägen Schläfer einige Tropfen ins Gesicht zu sprengen. Er erwachte sogleich und nahm ihren feuchten Weckegruß

mit der gewohnten Gelassenheit hin. „Ich dachte, wir hätten Frieden geschlossen," sagte er nur leichthin.

Das Wort erschreckte sie wiederum in seltsamer Weise; sie schämte sich ihres kindischen Spiels, richtete sich hastig auf und strich die aufbäumenden lustigen Haare ärgerlich aus der Stirn, als ob die an ihrer unschicklichen Heiterkeit schuld wären.

„Höre, Du," sagte Cicillo, nachdem er ihr voll Vergnügen zugesehen, „ich muß jetzt gehen, damit ich heute Abend noch Zeit behalte, Deine Flinte zu reinigen. Morgen in der Frühe komme ich wieder und bringe sie Dir."

Sie war es zufrieden und holte ihm das Gewehr ihres Vaters, das er zu dem seinigen über den Rücken hängte. Er wollte ihr zum Abschied die Hand reichen, sie aber verweigerte ihm plötzlich die ihre und wollte ihn mit einem strengen Kopfnicken entlassen. Er lachte im Anfang, weil sie ihm höchst drollig vorkam in diesem unvermittelten bitterbösen Ernst, doch auf einmal schüttelte er verstimmt den Kopf und sagte mit ganz trauriger Stimme: „Capricciosa!"

Das klang ihrem Ohre wundersam beweglich, und als er ihr noch immer freundlich und doch ernster als sonst und mehr fordernd als bittend die Hand entgegenstreckte, da geschah es ihr zum dritten Male, daß ihrem freien und stolzen Willen ein unerklärlicher Zwang angethan ward, der sie fast erbitterte und dem sie doch nachgeben mußte; demüthig reichte sie ihm die Hand und duldete

mit gesenktem Haupte sein freundschaftliches kräftiges Schütteln.

Und doch empfand sie im selben Augenblick schon wieder große Reue, daß sie den Todfeind so ganz anders behandelt hatte, als es sich gebührte, daß sie recht vertraulich mit ihm umgegangen, und es kam ihr selbst so vor, als hätte sie sich hinterlistig in sein Vertrauen eingeschlichen, das sie doch so schrecklich zu täuschen berufen war. Ein starker Zorn wider sich selbst wandelte sie an, und, wie es dem Menschengemüthe natürlich ist, übertrug sie diesen grollenden Unmuth mit ausnehmender Schnelligkeit auf den, der sie durch sein lässig gemächliches Wesen dazu verleitet hatte. Und so wäre denn der friedliche Abschied wahrscheinlich doch noch unliebsam getrübt worden, wenn der Jäger sich nicht schon mit rascher Schwenkung ihren gefährlichen Stimmungsumschlägen entzogen gehabt und den Heimweg angetreten hätte. Da ergriff sie hastig die geschenkte Jagdbeute, die todten Vögel, und schleuderte sie weit von sich mit dem festen Entschluß, sie nie mehr zu berühren, selbst nicht, um ihrer Mutter eine Freude zu machen. Und doch sah sie sich dann wieder ängstlich um, ob er ihr wunderliches Gebahren auch nicht etwa beobachtet hätte. Doch er war schon weit drunten und blickte gar nicht mehr zurück, sondern verfolgte mit starken Schritten seinen Weg in das Thal.

Unverwandt schaute Barberina ihm nach, so lange er noch zu sehen war, und als er hinter der

Krümmung des Berges verschwand, seufzte sie tief auf und sah sich bänglich auf ihrer kleinen Hochfläche um; ein dunkles Gefühl der Vereinsamung überkam sie, zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie das Bewußtsein, daß sie hier als Verbannte fern von den Menschen freudlos lebte, zum ersten Male regte sich in ihr eine tiefe Sehnsucht nach dem Glück der Geselligkeit.

Sie setzte sich auf einen Stein und stieß einen lauten Ruf aus nach ihren Ziegen; es waren doch lebende, befreundete Wesen, die sie um sich versammeln konnte. Doch wie sie nun von allen Seiten herantrabten und sie anstarrten mit ihren blöden glotzenden Augen, da schnürte ihr erst ein ganz unheimliches Gefühl die Brust zusammen, daß sie rasch aufsprang und die Thiere mit ungestümen Gebärden davonjagte: und als sie, durch das ungewohnte Benehmen ihrer Herrin erschreckt, trappelnd und klappernd nach allen Seiten zerstoben, da empfand sie eine ungerechte und bittere Verachtung gegen die schuldlosen Geschöpfe:

„Ihr seid doch nur unvernünftiges Vieh!“ rief sie laut ihnen nach; und wiederum war es das erste Mal, daß sie diese Bemerkung machte. —

Auch als sie am nächsten Morgen die Weidestelle auf dem Berge wieder betrat, vermochte sie sich nicht von dem neuen dumpfen Gefühl der Vereinsamung zu befreien, und es waren zwei merkwürdig widersprechende Wünsche, die abwechselnd ihr Herz erregten: der eine, daß der Jäger recht

bald kommen und ihr die Flinte bringen möchte, damit sie Gesellschaft oder doch wenigstens eine Beschäftigung mit dem Schießen hätte; der andere, daß überhaupt in ihrem ganzen Leben weder er noch die Waffe ihr jemals wieder zu Gesicht käme.

Während sie noch unruhvoll mit so unklaren Gedanken beschäftigt sich planlos hier und dorthin bewegte und manchen einsamen Seufzer in die Morgenluft verhauchen ließ, tauchte vor ihren Augen endlich zwar nicht der Erwartete, aber statt seiner ein winziges Knäblein auf, welches das schwere Schießgewehr mühselig hinter sich her schleppte und ihr mit diesem zugleich einen schönen Gruß von seinem Vetter Cicillo Tosti überbrachte: derselbe sei noch während der Nacht plötzlich in den Dienst commandirt und dadurch verhindert, selbst zu erscheinen, er habe aber gestern noch die Flinte völlig in Ordnung gebracht.

Die Jungfrau empfing das Botenjüngelchen mit so großer Anmuth und Zärtlichkeit, daß es rasch zutraulich und freundlich wurde und auf ihre zahlreichen eifrigen Fragen nach seines großen Vetters Leben, Wesen und Thaten sowie nach Allem, was mit dessen Person in irgendwelcher Verbindung stand, bereitwillig und ausführlich Auskunft gab, die nicht zum Schaden des Besprochenen ausfiel. Doch als es sich endlich zum Scheiden anschickte und die für sein Alter recht klügliche Frage that, ob es auch wiederum einen Gruß mit zurücknehmen dürfe, antwortete sie nach kurzem

Bedenken mit einem ängstlichen Nein; aber dies klang so sonderbar hastig und traurig zugleich, daß es selbst dem Knaben auffiel und seine Kinderschlauheit es hurtig in ein durch jungfräuliche Schüchternheit nur etwas modificirtes Ja verwandelte.

Als sie wieder allein war, faßte sie das gefährliche Werkzeug ins Auge, das neben ihr im Grase lag, und das ihr nach ihren Gedanken zunächst ein Spielzeug und Zeitvertreib werden sollte. Doch wie sie es aufheben wollte, um ihre Uebungen anzustellen, überfiel sie ein Grauen, es zu berühren. Der eiserne Lauf blinzte so kalt und glatt und höhnisch aus dem Grase zu ihr herauf und kam ihr vor wie eine lebende Schlange, die ihr rundes Maul aufriß, und wenn der Wind leise über die zarten Halme strich, sah es aus, als ob die Schlange sich rückend und schleichend bewegte und dem Baume näher glitte, der gestern den Cicillo Tosti vorgestellt hatte: und wie die glühende Phantasie des naturgenährten Mädchens in dem Stumpf sogleich wieder den lebendigen Menschen sah, gerieth sie in eine beklemmende Angst um ihn, als ob es nicht das allerbequemste und beruhigendste Auskunftsmittel gewesen wäre, wenn die Schlange den gebotenen Feind ohne ihr Zuthun aus dem Wege geräumt hätte. Sie aber fuhr fort zu schaudern und wagte das gleißende Ding nicht anzufassen, sondern begab sich möglichst weit aus seinem Bereich und setzte sich wieder einmal still an den Rand

des Berges, um in die grüne fieberdünstende Ebene hinabzustarren.

Hier kamen ihr nun allgemach allerlei Gedanken über den sonderbaren Einfluß, den dieser Grenzjäger auf sie auszuüben sich unterfangen hatte. Daß er sie damals mit körperlicher Gewalt zu einem kleinen Liebesdienst gezwungen, war noch das Geringste: aber daß er es gestern fertig gebracht hatte, sogar ohne äußere Zwangsmaßregeln dreimal ihren Willen zu beugen und zu knechten, das war mehr als eine freiheitgewohnte Seele sich gefallen lassen und ein stolzes Herz ertragen konnte. Je mehr sie über die verborgenen Triebfedern ihres kläglichen Gehorsams nachdachte und je weniger sie solche zu durchschauen vermochte, desto höher stieg ihre Erbitterung und eigene Kränkung, und sie begann einen viel ernsteren und innerlicheren Haß gegen den Unterdrücker zu empfinden als jenes erste Mal, da er sie mit dem Wassertrunk gereizt hatte. Und so arbeitete sie sich allmählich in eine so erhitzte Stimmung hinein, daß ihr die Ruhe unerträglich wurde und sie thatendurstig zu ihrer Flinte zurückeilte, die sie jetzt ohne jede Furcht aufzuheben im Stande war. Und da der gefällige Jäger auch reichliche Munition mitgeschickt hatte, ging sie sogleich in der ersten Hitze ans Werk, die Sicherheit ihres Auges und ihrer Hand von Neuem an dem Baumstumpf zu üben.

Im Anfang waren der Fehlschüsse noch ärgerlich viele, doch ihr Pflichtgefühl erkaltete nicht, und

sie lernte rasch; bald schlug eine Kugel um die andere in den feindlichen Stamm. Und mit dem Erfolg wuchs ihr Eifer gewaltig, und eine immer wildere Jagdlust erfaßte sie, immer lebendiger sah sie in dem Baum die Gestalt eines Menschen und die Züge des Grenzjägers, und eine dämonisch grimmige Lust durchzitterte ihre Brust, nach ihm zu zielen und ihm wieder und wieder die tödtliche Kugel ins Herz zu jagen. Ein ähnlicher lusttrunkener Haß und zärtliche Grausamkeit mochte in ihr zucken, wie sie die spielende Katze gegen ihr zappelndes Opfer zeigt. Ihre Wangen brannten, und ihre Augen sprühten Flammen, wie sie hin- und hersprang von ihrem Schützenstand zum Ziel, die Wunde mit begierigen Blicken untersuchte und dann unermüdlich von Neuem das Gewehr senkte, zielend lauerte und Feuer gab.

Es könnte bedauert werden, daß alle die Grazie und herrliche Kraft und Gewandtheit, die sie bei diesem wilden Spiel unbewußt entwickelte, vor der blinden Natur ungenossen verschwendet und von keinem sinnvollen Menschenauge freudig erfaßt wurde, wenn nicht so unendlich viel mehr der Schönheit und Anmuth im weiten Reiche der Natur täglich ebenso heimlich und in sich verschlossen ausblühte, in dem stillen Traumleben der Blumen wie in den zierlichen Sprüngen des Wildes und den herrlichen Bewegungen des feurigen Raubthieres, und wenn nicht auch andrerseits der Mensch unter ihnen das stolze Vorrecht besäße, daß er gar

bald, wenn Jemand bewundernd der Schönheit seines Thuns zusieht, von solcher Bewunderung auch selber weiß, und das eben in diesem Augenblick des Wissens auch die keusche Süßigkeit der selbstgenügsamen Grazie unwiderbringlich dahinschwindet. — —

Drei Tage lang schon hatte Barberina in solcher Weise ihren Uebungen obgelegen und sich nicht nur vortrefflich damit unterhalten, sondern auch bei ihrem natürlichen Geschick und ihren gesunden Augen eine achtungswerthe Treffsicherheit erworben. Dabei hatte sie unausgesetzt das Bild des stattlichen Jägers als ihr erdichtetes Ziel im Geiste oder vielmehr bei der sinnlichen Frische ihrer Einbildungskraft leibhaftig vor Augen behalten und so trotz seiner Abwesenheit mit ihm einen dauernden Verkehr der seltsamsten Art gepflogen und sich durch ihn immer sicherer in einen kräftigen Fanatismus des Hasses hineingelebt, der ihrem Geiste eine aufregende Beschäftigung gewährte und sie zugleich mit nicht geringem Stolz erfüllte, daß sie so bald die fast schon verlorene Kraft wiedergefunden hatte, dem Gebote der heiligen Barbara nachzuleben.

Da geschah es gegen den Abend des dritten Tages, daß sie in ihrem Jagdfieber nicht bemerkte, wie ein junges unerzogenes Zicklein sich ohne Vorsichtsmaßregeln — denn die Thiere waren an das prahlerische Knallen längst gewöhnt — durch ihre Schußlinie bewegte, und ehe sie es sich versah, lag

das Thierchen mit einer Kugel in der Bruſt ſtöhnend am Boden. Erſchrocken ſprang ſie hinzu und kniete zu dem verwundeten Geſchöpfe nieder; es war nicht ſo ſehr ein empfindſames Mitleid, das ſie trieb, als vielmehr die raſche Berechnung des Verluſtes und ihrer Verantwortlichkeit: aber wie ſie die grellen Augen des ſterbenden Weſens ſo ſtarr und jämmerlich auf ſich gerichtet ſah, wie voll leiſen Vorwurfs und ergebener Verzweiflung, und wie dieſe ſchrecklichen Augen dann mehr und mehr verglaſten und feſt und offen ſtehen blieben, während das lebloſe Körperchen in Todesruhe hingeſtreckt lag, da faßte ſie ein namenloſes Grauen und eine ſcheue Mörderangſt vor dem leibhaftigen Anblick des vollen wirklichen Todes, der mit einer einzigen leiſen, faſt unerkennbaren Wandlung ein ſo unheimliches Zerrbild eines lebensfrohen Geſchöpfes zu ſchaffen vermochte. Sie rüttelte das arme Opfer und ſtreichelte es zärtlich, ſo lange es ſich noch warm anfühlte; ſobald aber die volle Kälte der Glieder eingetreten war, kam der Schauder und der dumpfe Widerwille des Lebens gegen den Tod mit verſtärkter Gewalt über ſie. Sie ließ den Leichnam liegen und die Flinte daneben und eilte von der unheimlichen Stätte und ſuchte ſich mit den lebendigen, gleichgültig graſenden Ziegen zu ergötzen. Doch ſie fand auch dabei keine rechte Beruhigung; es war ihr, als dürfte ſie keinem von den Thieren mehr trauen, als wären ſie alle ganz und gar zerbrechlich geworden und könnten jeden

Augenblick verendend zur Erde stürzen und sie aus glasigen Augen fremd und widrig anstarren.

Sie setzte sich auf den Rasen und sah nach der Sonne, die sich leise schon dem fernen Meere zusenkte. Und selbst hier verließ sie das beklemmende Gefühl nicht, daß auch dies große strahlende Auge der Welt wohl einmal erstarren und brechen könnte. Sie gelobte sich, mit dem Schießen nunmehr ein Ende zu machen und das schlimme Spielzeug ruhen zu lassen — bis zu dem entscheidenden Augenblick, da es nicht mehr zum Spiele dienen sollte.

Und wann kam dieser? — Dafür hatte die heilige Barbara zu sorgen; sobald der von ihr Verurtheilte sich sehen ließ, war es Zeit daran zu denken, Gedanke und That konnten sich dann in wenigen Secunden an einander schließen. Doch wenn es nun geschehen war, die heilige Pflicht erfüllt, was dann?

Dann war mit einem Schlage für sie das ganze Leben kalt und inhaltsleer, die ganze Welt graulich und öde und all ihr Thun fortan ohne Ziel und Wesen. Seit dem Tage, da sie diesen Menschen zuerst gesehen, hatte sich ihr ganzes Denken nur um ihn allein bewegt, all ihr Handeln sich nur auf ihn bezogen, er hatte ihre Leidenschaft beschäftigt und ihre Seele ausgefüllt, der Gedanke an ihn und der feurige Haß gegen ihn hatten ihrem Leben einen neuen gewaltigen Schwung gegeben, sie mächtig aufgeregt aus dem matten Stillleben der Kindertage — und wenn das Alles nun

aus war, wenn dieser Eine nicht mehr existirte, sein Bild nicht mehr ihr ewiges Ziel sein konnte, dann blieb ihr nichts mehr als der leere Jammer der Einsamkeit, der sie schon einmal jählings überfallen hatte und ihr dann zehnmal schrecklicher drohte, das zähe Elend eines Lebens, in welchem sie nichts mehr zu hassen und nichts mehr zu lieben fand. Denn Alles, was sie bisher geliebt und gehaßt, auch ihre Mutter mit eingeschlossen, erschien ihr auf einmal so klein und gleichgültig, das gab keine Erregung und keine Leidenschaft mehr, die ihr ein heißes Bedürfniß geworden war: dieses befriedigte nur der eine große Haß, den sie so liebevoll in ihrem Herzen gepflegt und auferzogen hatte.

Wild, verwirrt und unklar jagten sich solche Gefühle in ihrem kleinen unklaren Hirn, sie wußte nur, daß sie den triftigsten Grund hatte, unsäglich unglücklich zu sein und die bitterlichsten Thränen vor sich hin zu weinen. Und das that sie denn auch von ganzem Herzen, bis die Sonne so tief zum Horizont gesunken war, daß die Herde nach Hause getrieben werden mußte.

Obgleich sie später als gewöhnlich zur Stadt kam, fand sie doch am Brunnen noch zwei Frauen, die mit besonderem Ernst und Eifer unter einander schwatzten.

„Ei, Barberina", rief die eine derselben, das todte Zicklein erblickend, das Jene an einem Strick über die Schulter gehängt hatte, „was trägst Du da? Hast Du nach den Ziegen geschossen, statt

nach Deines Vaters Mörder? Damit wird die heilige Barbara schlecht zufrieden sein. Doch laß nur gut sein, jetzt thun's schon Andere für Dich."

Das Mädchen horchte auf: „Wer thut's für mich?" fragte sie hastig.

„Die Männer!" ward ihr zur Antwort, „'s ist auch besser so, 's ist Männerarbeit, und der Heiligen wird's auch gleich sein."

„Welche Männer? Warum? Wann? Wo?" rief sie in einem Athem.

Die Frau schwieg; doch die andere meinte:

„Der kannst Du's doch sagen, 's wird ihr doch lieb sein. — Sie haben einen großen Zug vor", fuhr sie gleich selber fort, sich mit etwas geheimnißvoller Miene zu Barberina wendend, „auf dem Weg nach Castro, und sie wissen, daß dort der Cicillo Tosti in der nächsten Nacht die Grenzwächter commandiren soll, und da wollen sie ihn vorher, morgen, anschießen oder gleich todt, und dann glauben sie die Andern täuschen zu können, denn Keiner ist so schlimm wie Der."

„Wo wollen sie ihn schießen?"

„Willst Du ihnen helfen, daß Du Dich so darum quälst?"

„Ja, das will ich; der gehört mir, ich will zuerst auf ihn schießen!"

„Meinetwegen kannst Du's. Und es geht Dich ja freilich doppelt an. Denn höre, sie haben in Erfahrung gebracht, ganz schlau und pfiffig, durch einen kleinen Buben, der ein Vetter von ihm ist

und bei ihm im Hause wohnt, daß er morgen früh durch die Schlucht gehen will, die zum Monte Calvo führt, gerade wo Du weidest. Er wird wohl da irgend eine Fährte gefunden haben. Dort wollen sie ihn fassen. Willst Du mit ihnen gehen?"

„Nein, ich gehe allein und schieße allein."

„Du bist eine Närrin! Aber ihnen kann's am Ende schon recht sein, wenn's ihnen so bequem gemacht wird. Du mußt aber früh gehen, sonst schnappen sie ihn Dir weg."

Die beiden Frauen gingen nach dieser Aufklärung so ruhig ihres Weges, als ob es sich um eine fröhliche Jagdparthie handelte. Denn sie waren an die Anschauung gewöhnt, daß ihre gute Stadt in einem rechtmäßigen Kriegszustande mit den Grenzjägern lebte, und da diese mit Hinterhalt und tückischen Ueberfällen zu operiren pflegten, so war es durchaus natürlich und gehörig, daß ihnen mit den gleichen Mitteln vergolten ward.

Barberina aber war in eine furchtbare Aufregung gerathen, eine unerklärliche Angst quälte sie um ihren Todfeind, und sie war darin bald mit sich einig, daß sie ihn auf keinen Fall in die Hände der rohen Mordgesellen fallen lassen dürfte, der Gedanke war ihr unerträglich, daß er so zu Grunde gehen sollte, zwecklos, von gleichgültigen Händen, bloß um eines gewöhnlichen Schmuggels willen. Nein, sie glaubte vielmehr den Wink der Heiligen zu verstehen, daß jetzt für sie die Zeit zum Handeln gekommen sei.

Schweigsam und in sich verschlossen kam sie zu Hause an, nachdem sie die Ziegen in die Ställe ihrer verschiedenen Herren vertheilt und das todte Zicklein vorläufig auch an seinen Platz gelegt hatte, um sich erst am nächsten Tage darüber auszusprechen, wenn die wichtigere Aufgabe ihre Erledigung gefunden haben würde. Frau Maddalena fühlte ihrer Tochter wohl an, daß etwas Besonderes mit ihr vorging, sie schaute so ernst drein und gelassen, und ging so hoch und frei, daß sie ordentlich gewachsen erschien und als habe sie mit einem Schlage alles kindische Wesen von sich abgestreift und sei zu einer kernhaften Jungfrau geworden. Die verständige Frau hoffte daraus das Beste, denn sie meinte, in solcher gereiften Jungfräulichkeit müßte sie auch das flunkerige visionäre Gethue vergessen und die Heiligen friedfertig ihren Himmel bewohnen lassen. Deshalb schwieg sie auch und ließ sich nichts merken und betete nur ganz in der Stille zur Jungfrau Maria, sie möchte ihre Frauen dort oben ein klein wenig mehr in Ordnung halten, daß sie wenigstens nicht thörichten und gedankenlosen Kindern erscheinen möchten, sondern, wenn sie es nun einmal nicht lassen könnten, doch nur gesetzten Personen, und am besten den geweihten Priestern selber, die vermöge ihrer Gelehrsamkeit und ihres leidenschaftslosen Wandels am ehesten dergleichen Heimsuchungen ohne Schaden ertragen könnten. — —

Ehe die Morgendämmerung sich noch ahnen

ließ, hob sich Barberina leise aus ihrem Bette, kleidete sich in der Dunkelheit, so gut es ging, mit doppelter Sorgfalt an, sie wußte selbst nicht recht warum, es kam ihr nur so in die Hand, daß sie sogar einige Stücke ihres Sonntagsstaates dazu nahm; sie hatte die stille Empfindung, daß heute für sie ein großer Festtag heraufsteige, aber ein ernster, trauriger, wie Aschermittwoch oder Charfreitag.

Stark und ernst schritt sie durch die dunkeln Gassen; sie waren sonst so schmutzig und häßlich, und da die Finsterniß das vor ihren Augen nun hinwegnahm, kamen sie ihr ganz ansehnlich und feierlich vor. Sobald sie das düstere Thor durchschritten hatte, sah sie, daß im Nordosten der Himmel sich doch schon zu lichten begann: aber der sonst so freundliche Anblick erfüllte sie nicht mit Freude, ihr war, als würde ihr ein schöner stiller Schleier vom Haupte genommen, und sie sollte mit unbeschützten Augen vor ein schreckliches Schauspiel gestellt werden. Eine Angst ergriff sie, die Mörder könnten ihr doch zuvorkommen, und je heller es ward, desto mehr beförderte sie ihre Schritte, und als die Sonne selbst im herrlichsten Glanze über den Bergen erschien, da flog sie mit ihrer Flinte so flüchtig dahin wie ein Vogel, der tief über den Erdboden streicht; ihre Brust pochte und wogte, und die schwarzen Haare lösten sich und schlugen hastig hin und her, als wären es kleine Geißeln, die Ermattende zu immer stürmischerem Lauf anzutreiben.

Endlich erreichte sie die ihr bezeichnete Schlucht, und sie merkte nun, daß sie noch viel zu früh gekommen war, weder der Jäger noch seine Feinde konnten nach irgend welcher Wahrscheinlichkeit so bald auf dem Platze erscheinen. Um so bessere Muße hatte sie, sich ihren Standort zu wählen. Es war ein tief eingeschnittenes Thal, in der Mitte etwas ausgeweitet, an beiden Enden sich ganz eng zusammenschließend; die ziemlich steilen Wände waren durchweg mit niedrigem, aber sehr dichtem Gestrüpp bewachsen, wie geschaffen zu einem Versteck für lauernde Räuber. Sie berechnete nun, daß die Schmuggler sich ohne Zweifel am oberen Ausgang der Schlucht postiren würden, weil sie von dort den ganzen Weg übersehen und den Kommenden lange vorher beobachten konnten, und außerdem dort am Weitesten von jedem möglicherweise sich regenden menschlichen Verkehr entfernt waren. Das Mädchen wählte deshalb den unteren Engpaß, um ihrerseits Jenen möglichst fern zu sein und auf jeden Fall des Wanderers eher ansichtig zu werden. Hier suchte sie sich einen sicheren Platz in den Büschen in mäßiger Höhe über dem Wege und setzte sich nieder zu warten.

Zu allererst ordnete sie jetzt ihre Haare von Neuem, rückte das Mieder zurecht, legte das Kopftuch in säuberliche Falten und machte sich so schmuck und fein, als sie konnte. Erst als sie schlechthin nichts mehr an ihrer Person zu thun fand, nahm sie die Flinte in den Arm und lugte

nieder auf die Straße. Augenblicklich aber ward ihr in diesem Ruhezustand trübe und angstvoll zu Sinn, und all ihr gesammelter Ernst floß haltlos dahin in unbezwingliches Bangen. Die Luft war klar und lieblich, warm ruhte der Sonnenschein über dem gleichförmigen, leblosen Thal; eben das ängstigte sie, in Sturm und Unwetter möchte sie ruhig gewesen sein, so aber durchschauerte sie der ausgegossene Friede mit unsagbarem Grauen; das Thal lag da wie ein großer Kirchhof und die Sonne blickte wie ein schönes trauerndes Auge darüberhin, und ihr selbst war zu Muth, als wäre sie auf diesem weltabgeschiedenen Friedhof begraben und wäre doch bei Besinnung und sehnte sich zurück nach Leben und Bewegung. So lange sie nach ihrem Ziel gelaufen, war sie nur von der einen dunkeln, aber festen Vorstellung beherrscht worden, den Jüngling zu retten vor den Kugeln der Meuchelmörder; und nun erst in der peinlichen Ruhe drängte sich der andere Theil ihrer Absicht, der ihr Hauptzweck sein sollte, gewaltsam in den Vordergrund, daß sie selbst hier war, ihn zu tödten. Wirkliche Zweifel gab es für sie nicht mehr, aber heimliches Beben und Schauern genug, und sie betete inbrünstig zur heiligen Barbara um Muth und Festigkeit.

Sie hatte wohl eine Stunde und mehr so gesessen und ein volles Maß der grausamsten Angst gekostet, ohne von dem Gedanken der harten Pflicht zu wanken, als sie in ziemlicher Nähe ein heiteres,

ihr wohlbekanntes Liebesliedchen aus einer gesunden Manneskehle erklingen hörte. Da riß sie mit einer gewaltigen Anspannung des Entschlusses ihre Flinte empor und richtete sie, und dieser eine fieberhafte Ruck schien sie plötzlich ganz von ihrer dumpfen Lähmung befreit zu haben, all ihre Nerven faßten sich in mächtiger Thatkraft zusammen, ein kräftiger Hauch der alten wildfreudigen Jagdlust lebt auf in ihr, und während ihre Glieder wie in festen Stein verwandelt in todbrohendem Lauern ihre Stellung bewahrten, schienen auch alle Empfindungen zugleich versteinert und krystallisirt zu der einen blinden, glühenden Leidenschaft, zu schießen und zu treffen, gleichgültig im Grunde was, mochte es nun das Herz eines Vogels oder eines Wolfes oder auch eines Menschen sein.

Doch sowie nun die Gestalt des leichtherzigen Sängers um die Ecke bog und deutlich sichtbar ward, nahm die inhaltlose Mordlust sogleich wieder die scharfe Gestaltung des vollen persönlichen Hasses gegen den Mörder ihres Vaters an, denselben Menschen, der es sich außerdem angemaßt hatte, ihre arme Seele so unerhört zu vergewaltigen. Der ganze trotzige Zorn der heimlich bezwungenen und sich gegen ihre Niederlage sträubenden Jungfräulichkeit sprühte in ihren Augen, zuckte in ihrem Finger, der an dem Drücker die lauernde Wache hielt. Noch eine Minute vielleicht, so war der sorglose Wanderer im sichern Bereich ihrer Kugel: da stand er auf einmal still, als hätte er einen

verdächtigen Ton vernommen. Doch sein Gesicht drückte keinerlei Argwohn aus, sein kriegerisches, sonnverbranntes und doch so gemüthliches und freundliches Gesicht forschte unbefangen umher, als ob er vielleicht an ein streifendes Wild dächte; seine Lippen fuhren sogar noch fort, sich heimlich lächelnd zu bewegen, als ob sie sich auf ein ganz besonderes Glück vorbereiteten. Die feurigen schwarzen Augen aber blickten nun gerade und frei vorwärts, ganz genau, so schien es dem Mädchen, in der Richtung, wo sie selber verborgen kauerte; war es wirklich der Fall, so war es jedenfalls nur zufällig eine Sekunde lang, aber ihr schien es eine so endlos lange Zeit, daß ihr die Augen ganz starr und versteinert vorkamen. Und urplötzlich stand der brechende Todesblick des erschossenen Zickleins wieder vor ihrem Geiste; ein Grausen befiel sie, das ihr Leib und Seele mit einem Schlage fesselte und lähmte.

Sie sah den Jäger nicht mehr stehen, sie sah auch nicht, wie er arglos weiter schritt, sie sah nur seine schönen lebendigen Züge vor sich schweben, wie sie bleich und bleicher wurden und die Augen gläsern und todesstarr, und deren letzter Blick war ein stummer Vorwurf gegen sie, die verzweifelnde Mörderin.

Da sprang sie empor, schüttelte heftig entschlossen das Haupt gegen den Himmel und sagte ganz laut:

„O heilige Barbara, ich kann es nicht! Wie

kann ich den tödten, den zu retten mein Herz mich hierhergetrieben hat?"

Doch der Jäger war schon so weit vorübergegangen, daß er es nicht mehr hörte. Nun faßte sie die Angst um sein Weitergehen; jeden Augenblick konnte sich ja dort aus den Büschen ein Flintenlauf auf ihn richten und das Bild des Entsetzens dennoch zur Wahrheit machen, das sie von sich abgeschüttelt hatte. Einige Minuten folgte sie ihm ungesehen oben in den Büschen, mehrmals wollte sie ihm nachrufen, doch ihr versagte die Stimme, eine seltsame Scham überwältigte sie, als hieße das ihn zu sich rufen, um ihm etwas zu gestehen, das ihrer trotzigen Mädchenseele unüberwindlich widerstrebte.

Endlich ergriff sie in ihrer Verzweiflung die Flinte, richtete den Lauf hoch empor gegen die Sonne und gab Feuer. Wie eine erlösende Freudenbotschaft durchbrach der frische Knall die Stille der verlassenen Thalschlucht und rollte lange an den Bergwänden knatternd hin und wieder, als könnte er sich nicht trennen von seinem flüchtigen feurigen Leben. Und derselbe Knall durchbrach auch wie eine Erlösung den Bann ihres Herzens, ihr war, als sei ein Zauber gebrochen, da dem Mordgewehr sein Wille geschehen, die Kugel befreit war, die in ihm gefangen gelegen; und sie sandte ein lautes Jauchzen zu dem Manne hinüber, der durch diesen Schuß gewarnt und gerettet war.

Mit raschen Sätzen sprang sie den Abhang

hinunter und blieb auf dem Wege stehen, mit gesenkten Blicken, ohne sich zu bewegen, und sagte in plötzlichem, neuem Erschrecken leise vor sich hin:

„O heilige Barbara, was soll nun werden?“

Und siehe, die gute Schutzpatronin ließ sich diesmal rühren von ihrer Verlegenheit und legte ihr einen so klugen und herrlichen Rath in die Seele, daß Niemand mit der Himmlischen rechten soll und sie fragen, warum sie diesen Rath nicht einige Tage früher in ihr oder in der verständigen Donna Maddalena oder dem gelehrten Curato erweckt habe. Er bestand aber in gar nichts anderem, als daß Barberina dem Cicillo, noch ehe er ganz zu ihr herangekommen war, die Frage entgegenrief, wo er vor so und so viel Jahren, eben zu der Zeit, da ihr Vater seinen Tod gefunden hatte, sich aufgehalten habe. Und nachdem er nach einiger sichtlichen Verwunderung und einer künstlich zählenden Manipulation an seinen Fingern ehrlich und einfach erwidert, damals sei er das ganze Jahr hindurch in Rom als ein friedfertiger christlicher Soldat gewesen, der keiner Fliege ein Haar gekrümmt, da trat sie ganz feierlich und ohne sich zu schämen auf ihn zu, legte die beiden Arme um seinen Hals und den Kopf an seine Brust und brach in vollhinströmende Thränen aus. Denn ihr waren mit der einen Aufklärung noch mehrere andere Dinge wunderbar klar geworden, die sie aber mit keiner Heiligen, sondern nur mit ihrem und seinem Herzen auszumachen hatte. Er aber legte

den Arm herzlich um ihre Schulter, hob mit der andern Hand ihr das Kinn empor und fragte, ihr mit einiger Verwunderung in die nassen Augen blickend.

„Ja, Barberina, hast Du denn gewußt, warum ich jetzt eben zu Dir auf den Berg kommen, und was ich Dir sagen wollte?"

„Nein," sagte sie und lachte schon wieder durch ihre Thränen, „das hab' ich nicht gewußt, aber ich will's auch nicht wissen, denn sonst müßt' ich Dir wohl eine Antwort darauf geben, und das mag ich nicht."

„Es ist auch gar nicht mehr nöthig!" rief er fröhlich und küßte sie so frei und fest auf den Mund, daß sie nicht einmal hätte antworten können, wenn sie auch gewollt hätte.

Doch als er sie wieder freigegeben hatte, erzählte sie ihm aufrichtig die ganze wunderbare Geschichte von ihren Offenbarungen und einsamen Leiden, und er schüttelte immerfort sehr nachdenklich den Kopf und wußte keinen rechten Sinn in solchen Widersprüchen und heiligen Räthseln zu finden. Als die kluge Jungfrau aber meinte: „An alledem ist wohl nur die große Liebe zu Dir schuld, von der ich vor mir selbst nichts wissen wollte, und weil ich mich nicht demüthigen mochte, so mußte ich Dich schon von Herzen hassen, denn was kann man anders thun, wenn man Jemanden lieben muß und es doch nicht wahr haben will?" — Da beruhigte er sich gänzlich vor lauter Glückseligkeit

und hatte das schöne Mädchen noch lieber als zuvor.

Sie hüteten sich nun aber wohl, die gefährdete Schlucht entlang zu gehen, sondern kletterten auf sichern Pfaden über die Berge, und doch hielt Barberina immer noch ihren Arm vorn um seine Brust geschlungen, wie um ihn zu schützen vor meuchlerischen Kugeln. Und die Flinte hing keck und herausfordernd über ihre Schulter und winkte im Gehen sehr deutlich der Welt zu, daß hier eine Braut wandelte, die das Schießen gelernt hatte und allenfalls etwas, das sie gegen den Geliebten zu thun nicht vermocht hatte, für ihn zu thun bereit sein würde.

Die Männer aus Barberina's Städtchen aber schlossen von der Zeit an eine Art wortlosen Waffenstillstandes mit dem Grenzjäger, der eine der Ihrigen heimführen sollte, daß sie ihm bei ihren nächtlichen Thaten auf allen Wegen nach Möglichkeit ausweichen und sich hüten wollten, ohne dringende Noth mit ihm Kugeln zu wechseln. Und so konnten sie denn als brave Feinde noch ein und das andere Jahr in leidlicher Nachbarschaft mit einander leben, bis die neue Zeit und das neue Reich hereinkam und das rüstige Schmugglergewerbe in diesen Bergen seinen Boden verlor und selbst das freie Ritterthum des Wegelagerns vor der neuen unromantischen Ordnung der Dinge mehr und mehr dahinsiechte und verschwand. —

An jenem selben Tage noch machten Cicillo und Barberina mitsammt der über diesen unvermutheten Ausgang des bösen Conflicts hocherfreuten Donna Maddalena in den schönsten Festtagskleidern ihren geziemlichen Besuch bei dem theilnehmenden Herrn Curato. Barberina trug den Leichnam des Zickleins über dem Arm, das ihr Bräutigam so eben für sie bezahlt hatte und das sie dem klugen und besonnenen Seelsorger als einen Festbraten zu weihen gedachte; und als der Pfarrer Alles ausführlich vernommen hatte und das Thierchen ins Auge faßte, sagte er, die glänzenden Hände über dem Magen faltend, freundlich und befriedigt:

„Siehe da den Widder, den Dir der Engel gebracht hat, daß Du ihn opferteſt an des Jünglings Statt, wie er einſt gethan hat an dem Erzvater Abraham. Und laſſet uns daran erkennen und bedenken, daß wir den Worten der Heiligen treulich glauben und gehorchen ſollen und nicht an ihnen deuteln noch mäkeln mit unſerem ſchwachen und trügeriſchen Menſchenwitz. Denn ſie wiſſen wohl, was uns noth thut, und werden Alles auf das Herrlichſte herausführen. Gelobt ſei die heilige Barbara!"

Amen! ſagten Alle mit Andacht, und nur Donna Maddalena verzog ein bißchen ſonderbar ihren Mund, verſteckte ſich aber klüglich dabei hinter ihren Kindern. —

Barberina hatte fortan keine Visionen mehr, außer daß sie ihren lieben Verlobten allnächtlich gar lebhaft im Traume sah. Aber die heilige Barbara genießt noch heute im Städtchen ganz besondere Ehren, und unzählige Kinder sind seither dort auf ihren Namen getauft und von so manchen glücklichen bräutlichen Lippen mag wieder das stille Dankgebet erklungen sein: **Sia benedetta Santa Barbara!**

Druck von G. Bernstein in Berlin.

In gleichem Verlage sind von demselben Verfasser folgende Werke erschienen:

Aus der Sommerfrische.

Kleine Geschichten.

Oktav. Geheftet 3 M. Eleg. gebunden 4 M.

Tante Fritzchen.

Skizzen.

Oktav. Geheftet 2 M. Eleg. gebunden 3 M.

Geschichten

aus

Hinter-Pommern.

Vier Novellen.

Zweite Auflage.

Oktav. Geheftet 4 M. Eleg. gebunden 5 M. 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen
und besseren Leihbibliotheken.

In gleichem Verlage sind von demselben Verfasser folgende Werke erschienen:

Das Gymnasium
zu
Stolpenburg.

Novellen.

Dritte Auflage.

Oktav. Geheftet 4 M. Eleg. gebunden 5 M.

Der Hexenprediger
und andere
Novellen.

Oktav. Geheftet 5 M. Eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Neue
Korfu-Geschichten.

Oktav. Geheftet 5 M. Eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen
und besseren Leihbibliotheken.

In gleichem Verlage sind von demselben Verfasser folgende Werke erschienen:

Im Lande der Phäaken.

Novellen.

Oktav. Geheftet 5 M. Eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Ruhm.

Novelle.

Oktav. Geheftet 4 M. Eleg. gebunden 5 M. 50 Pf.

Landsturm.

Erzählung.

Zweite Auflage.

Oktav. Geheftet 5 M. Eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Der eiserne Rittmeister.

Roman.

3 Bände. Oktav. Geheftet 12 M. Eleg. gebunden 16 M

Vorräthig in allen Buchhandlungen und besseren Leihbibliotheken.

In gleichem Verlage sind von demselben Verfasser folgende Werke erschienen:

Von

Frühling zu Frühling.

Bilder und Skizzen.

Dritte Auflage.

Oktav. Geheftet 5 M. Eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Wider den Kurfürsten.

Roman.

3 Bände.

Oktav. Geheftet 14 M. Eleg. gebunden 18 M.

Allerlei Gelehrte.

Humoresken.

Zweite Auflage.

Oktav. Geheftet 5 M. Eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und besseren Leihbibliotheken.

Verlag von Gebrüder Paetel

Berlin W. 35.

Achleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 2. Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Das Hennendirndl. Roman von Kiemsee. 1907. 8° Eleg. geb. 5.—

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Exzellenz Pokrok. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Ein gekaufter Mann. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Tugendloses Gestein. Eine Gewerksnovelle aus Steiermark. 1906. 8°. Eleg geb. 4.—

— Sport bei Hof. Roman. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Arminius, Wilhelm. Frauenkämpfe. Ein Novellenbuch. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Stietz-Kandidat, Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens. 1908. 8°. Zwei Bände. Eleg. geb. 8.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

— John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. In Halbfranz geb. 9.—

Blum, Hans. Volkstümliche geschichtliche Vorträge. 1904. 8°. Eleg. geb. 7.—

Briefe, die ihn nicht erreichten. 82. Auflage. 1909. 8°. Eleg. geb. 6.—

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Zweite Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Coch, Anna. Auf steiniger Erde. Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 3.—

Deledda, Grazia. Der Efeu. Sardinischer Dorfroman. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Der Tag Anderer. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten". 1905. 8°. 21.—25. Aufl. Eleg. geb. 5.—

Dunker, Dora. Die heilige Frau. Berliner Theaterroman. 1905. 8°. Zweite Auflage. Eleg. geb. 5.—

— Die Graue Gasse. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Jugend. Novellen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Maria Magdalena. Roman. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Agave. 2. Aufl. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Aphorismen. Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Rittmeister Brand. Erzählung. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. 1909. 8°. Eleg. geb. 2.—

— Dorf- und Schloßgeschichten. Neunte Aufl. 1909. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Vierte Aufl. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Neue Erzählungen. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Das Gemeindekind. Erzählung. Elfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Glaubenslos? Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—

— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 8. Aufl. 1909. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Die unbesiegbare Macht. Zwei Erzählungen. Dritte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Das Schädliche. Die Totenwacht. Zweite Aufl. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Gesammelte Schriften. Neun Bände. 8°. In 9 Bde. eleg. geb. 40.50

— Alte Schule. Erzählungen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—

— Unsühnbar. Erzählung. 8. Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Zwei Komteſſen. Achte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Ein Buch für die Jugend. Aus meinen Schriften. Zweite Auflage. 1908. 8°. Geb. 1.—

Febern, Karl. Neun Eſſays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Roſa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fiſcher, E. L., Überphiloſophie. Ein Verſuch, die bisherigen Hauptgegenſätze der Philoſophie in einer höheren Einheit zu vermitteln. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Großgeiſt das höchſte Menſchenideal. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilſe. Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Auf der Sonnenſeite. Novellen, Erzählungen und Skizzen. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bitterſüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!" Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Geſichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Erich Hetebrink. Hamburger Roman. Zwei Bände. 1907. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 2. Aufl. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Viſcher-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Viſcher's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrloſe. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwiſchen Elbe und Alſter. Hamburger Novellen. Vierte Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Waſſer und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frommel, Otto. Neue Deutſche Dichter in ihrer religiöſen Stellung. Acht Aufſätze. 1902. gr. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Poeſie des Evangeliums Jeſu. Ein Verſuch. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frommel, Otto. Novellen und Märchen. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Theobald Hüglin. Roman aus Schwaben. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Im farbigen Reigen. Gedichte. 1909. 8°. Eleg. geb. 4.—

Garbe, Richard. Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50
— Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. 8°. Eleg. geb. 7.—

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—

Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Glaser, Marie von. Ihr Leid und sie .... Novellen und Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Gottschalk, Hermann. Onkel Erasmus. Eine Börsengeschichte. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
— Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Aufl. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—
— Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug. 1907. gr. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Reise in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ring und Stab. Zwei Erzählungen. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Vom Markte der Liebe. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Sechste Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—

Höcker, Paul Oskar. Dodi. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Fünfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

Hoffmann, Hans. Der Hexenprediger und andere Novellen. 3. Auflage. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Im Lande der Phäaken. Novellen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Der eiserne Rittmeister. Roman. 3. Aufl. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—
— Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Tante Fritzchen. Skizzen. Zweite Aufl. 1909. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 2. Auflage. 1906. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 15.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Karin von Schweden. 23. Auflage. 1909. 8°. Eleg. geb. 5.—
— König Friedrich. Geschichtlicher Roman. Drei Bände. 1908. 8°. Eleg. geb. 13.—
— Sonne und Schatten. Roman. 2. Aufl. 1909. 8°. Eleg. geb. 7.—

Koch, Hanns, Aus alten Sylter Tagen. Zeitgeschichtliche Streifzüge. 1908. 8°. Kart. 2.—

Krokisius, Theodor. Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870—71. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Ladendorf, Otto. Hans Hoffmann. Sein Lebensgang und seine Werke. Mit einem Bilde Hans Hoffmanns. gr. 8°. 1908. Eleg. geb. 6.—

Lent, Gertrud. St. Quirein in den Wiesen. Novelle. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Charon's Nachen. Roman. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

Marti, Fritz. Die Schule der Leidenschaft. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Mechthild von Magdeburg. Das fließende Licht der Gottheit. Ins Neudeutsche übertragen und erläutert von Mela Escherich. 1909. Gr. 8°. Eleg. geb. 10.—

Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. 4. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

Meinhardt, Adalbert. Mädchen und Frauen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Stilleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Glücksuchende Menschen. Erzählungen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Meyerheim, Paul. Adolf von Menzel. Erinnerungen. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. 1906. 8°. In Originalband 6.—

Pierson, William. Preußische Geschichte. Neunte, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1906. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13.—

Racowitza, Helene von. Von Anderen und mir. Erinnerungen aller Art. 1909. gr. 8°. Eleg. geb. 8.—

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Die Braven und die Schlimmen. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Sünder und Entsühnte. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Reinke, J. Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Fünfte Auflage. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—

— Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—

— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Rößler, Oskar. Grundriß einer Geschichte Roms im Mittelalter. 1909. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—

Sachs, Curt. Musikgeschichte der Stadt Berlin bis zum Jahre 1800. Stadtpfeiffer, Kantoren und Organisten an den Kirchen städtischen Patronats. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—

Schubin, Oſſip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—

— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Gebrochene Flügel. Roman. Vierte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Die Geſchichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50

Schubin, Oſſip. „Gloria victis!" Roman. Vierte Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—

— Peterl. Eine Hundegeſchichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Primavera. Novelle. 1908. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Refugium peccatorum. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Der arme Nicki. Die Geſchichte eines aus der Reihe gefallenen. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 7.—

— „Unter uns." Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Der Gnadenſchuß. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schütze, Paul. Theodor Storm. Sein Leben und ſeine Dichtung. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Edmund Lange. Eleg. geb. 7.—

Siebert, Margarete. Marie. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 6.—

Sommer, Anna. Heimweh. Roman. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 9.—

Storm, Theodor. Aquis submersus. Novelle. Siebente Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zur Chronik von Grieshuus. 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Geſchichten aus der Tonne. Siebente Auflage. 1909. 8°. Eleg. geb. 5.—

— John Riew'. Ein Feſt auf Hadersleyhuus. Zwei Novellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Zerſtreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Der Schimmelreiter. Novelle. 12. Auflage. 1909. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

Vay de Vaya, Mgr. Graf. Erinnerungen an die oſtaſiat. Kaiſerreiche und Kaiſer. 1906. gr. 8°. Eleg. geb. 8.—

— Nach Amerika in einem Auswandererſchiffe. Das innere Leben der Vereinigten Staaten. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—

Wolff, Elſa. Fräulein Maria. — Die Geſchichte einer Armen im Geiſte. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—

Deutsche Rundschau.

XXXVI. Jahrgang.

Herausgeber:
Julius Rodenberg.

Verleger:
Gebrüder Paetel in Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“ steht jetzt in ihrem fünfunddreißigsten Jahrgange, und es ist wohl überflüssig, nochmals das Programm dieser angesehensten und verbreitetsten Revue darzulegen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Literatur und der Wissenschaft ist die „Deutsche Rundschau“ bestrebt, das Organ zu sein, welches dem hohen Bildungsstande der Gegenwart nach beiden Seiten hin entspricht. Sie will eine Partei nicht führen, aber auch keiner folgen; sie will den Fragen der Gegenwart gerecht werden und ihrerseits an diesen sich betheiligen, nicht in unfruchtbaren Debatten, sondern durch positive Leistungen. Sie sucht zu fördern, was immer unserm nationalen und Geistesleben neue Kräfte zuführt, und keinem Fortschritt in den Fragen der humanitären und sozialpolitischen Bewegung, der Erziehung, der Wissenschaft, der Kunst der Literatur verschließt sie sich.

Die „Deutsche Rundschau“ erscheint in zwei Ausgaben:

a) Monats-Ausgabe in Heften von 10 Bogen.
Preis pro Quartal (3 Hefte) Mk. 7.50.

b) Halbmonatshefte von 5 Bogen Umfang.
Preis pro Quartal (6 Hefte) Mk. 7.50.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Probehefte sendet auf Verlangen zur Ansicht jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung von 20 Pf. — nach dem Auslande 40 Pf. — die Verlagsbuchhandlung

Gebrüder Paetel in Berlin W., Lützowstr. 7.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

280493
Hoffmann
YB 52945
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY